

## Das Fürstengrab

im großen Galgenhügel am Paulsschachte bei Helmsdorf  
(im Mansfelder Seekreise).

---

**F**ast in der Mitte zwischen den Dörfern Helmsdorf und Augsdorf im Mansfelder Seekreise — genauer: 2 km westlich von Helmsdorf und 1,5 km östlich von Augsdorf, dicht an der Grenze beider Fluren, aber noch auf Augsdorfer Flur — lag bis vor kurzem noch der große Galgenhügel auf dem Scheitel einer vom Harze nach der Saale zu sich senkenden und einen weiten Umblick gewährenden Bodenwelle des Mansfelder Hügellandes. Seine Benennung „der große“ führte er nicht nur aus dem Grunde mit Recht, weil er wirklich ungewöhnlich groß war, sondern auch, weil früher nördlich von dem großen noch ein „kleiner“ Galgenhügel gelegen hat, der aber schon vor wenigstens 40 Jahren abgetragen worden ist. Die ehemalige Lage beider bezeichnen noch jetzt die Flurnamen „Große und kleine Galgenhügelbreite“, erstere südlich, letztere nördlich von der sie scheidenden Landföhre, einem uralten Straßenzuge, gelegen.<sup>1)</sup>

Weil nun bei der Abtragung des kleinen Galgenhügels nach Aussage von Bewohnern der nächsten Umgebung in ihm verschiedene Grabaltertümer gefunden worden waren, ohne daß man hätte sagen können, was für welche, so machte der große, als ich ihn vor mehr als 30 Jahren zum erstenmal sah, auf mich sofort den Eindruck, daß er von Menschenhand aufgeschüttet sein müsse und darum in seinem Innern ein sogenanntes „Hünengrab“ oder auch mehrere bergen könne. An eine Erschließung desselben war zunächst schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil — ganz abgesehen von der Genehmigung des Grundeigentümers — die Kosten einer Ausgrabung oder Abtragung des Hügels voraussichtlich sehr erhebliche sein mußten. So behielt ich denn meine Vermutung einstweilen für mich, beschloß aber, das Schicksal dieses Hügels möglichst im Auge zu behalten.

---

<sup>1)</sup> Siehe die Karte der Umgebung auf Tafel VIII, No. 2.  
Jahresschrift. Bd. VI.

Im November 1906 erfuhr ich, daß die Mansfelder Kupferschiefer bauende Gewerkschaft diesen Hügel von dem Besitzer, dem Herrn v. Krosigk auf Rittergut Helmsdorf, käuflich erworben habe, weil sie nach Anlage des neuen, östlich vom großen Galgenhügel erbauten Paulsschachtes zur Verbindung dieses Schachtes mit dem älteren Niewandtschachte ein Bahngleis gerade über die Stelle, wo der Galgenhügel stand, zu legen genötigt wäre, und daß zu diesem Zwecke die Abtragung des Hügels bereits begonnen habe. Da es sich hier um eine Abtragung und nicht bloß um eine Ausgrabung oder nur teilweise Beseitigung des Hügels handelte, so durfte diese für die Erforschung der vorgeschichtlichen Vergangenheit der Heimat sich darbietende Gelegenheit keinesfalls ungenutzt bleiben, zumal bei einer Abtragung, falls dabei auf die Interessen der Wissenschaft Rücksicht genommen wurde, die Beobachtung sich auf alle Einzelheiten der Anlage erstrecken konnte. Ich tat sofort die nötigen Schritte und fand überall, wohin ich mich wandte, die wohlwollendste Unterstützung, so daß ich mich allen den zahlreichen Förderern der von mir geleiteten wissenschaftlichen Erforschung des Hügels zu lebhaftem Danke verpflichtet fühle, im besonderen der obersten Leitung und den Herren Beamten der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft für ihr verständnisvolles Entgegenkommen und dem Herrn Baron v. Krosigk auf Helmsdorf für die großherzige Überweisung der gefundenen Altertümer an die Sammlung des Mansfeldischen Geschichts- und Altertumsvereins in Eisleben.

Zunächst wandte ich mich, um eine den Forschungszwecken der Vorgeschichte gerecht werdende Abtragung des Hügels zu erwirken, an den Ober-Berg- und Hüttendirektor, Herrn Königlichen Bergrat Schrader in Eisleben, mit dem Ersuchen, bei der notwendig gewordenen Abtragung des Hügels auch die Interessen der vorgeschichtlichen Forschung zu berücksichtigen und die in Betracht kommenden Beamten anzuweisen, mir bei der Feststellung aller beachtenswerten Tatsachen behilflich zu sein, damit in dem ziemlich sicher zu erwartenden Falle, daß der Hügel ein oder mehrere Gräber berge, der wissenschaftlichen Forschung nichts verloren gehe. Meine Bitte fand, wie ich erwartet hatte, das freundlichste Entgegenkommen, und bereits am 23. November teilte mir Herr Bergdirektor Geipel mit, daß Herr Bahn-Assistent Corsa beauftragt sei, meinen Wünschen hinsichtlich der Ausgrabung möglichst Rechnung zu tragen, zugleich aber, daß die bei Abtragung des Hügels etwa zum Vorschein kommenden Gegenstände von kulturhistorischer Bedeutung laut Vertrag in den Besitz

des früheren Grundeigentümers, des Herrn v. Krosigk auf Helmsdorf, übergehen müßten.

Schon tags darauf fuhr ich in Begleitung des Architekten Herrn Kutzke nach dem Paulsschachte bzw. nach Siersleben, um von da aus den Galgenhügel zu erreichen. Dort teilte mir Herr Corsa mit, daß bei Beseitigung der Fundamente des im Scheitel des Hügels eingesetzten Fixpunktes Fundamentsteine des ehemaligen Galgens und außerdem vier paarweise über Kreuz gelegte menschliche Skelette und Reste eines Pferdeskeletts ausgehoben worden wären, daß aber sonst noch nicht die geringsten kulturgeschichtlich beachtenswerten Überbleibsel älterer Zeit sich gezeigt hätten. Ich vereinbarte nun mit Herrn Corsa das bei der Abtragung des Hügels wie auch das für die Lagefeststellungen einzuhaltende Verfahren. Da die Abtragung von der Nordseite her in Angriff genommen worden war, also einer Seite, auf der äußerst selten vorgeschichtliche Sachen gefunden werden, so war das Ausbleiben vorgeschichtlicher Fundstücke in den ersten Tagen und Wochen nicht befremdlich. Soviel aber ließ sich schon aus dem bereits bloßgelegten Teile und den darin wahrnehmbaren Schichtungslinien ersehen, daß der Hügel von Menschenhand aufgeschüttet worden war. Um eine Vorstellung von seiner Größe zu geben, mögen hier die Mitteilungen wiedergegeben werden, die mir Herr Corsa über die Raum- und Massenverhältnisse des Hügels gemacht hat.

Nachdem der Hügel mit einem durch eingeschlagene Pfähle kenntlich gemachten und abgemessenen Viereck umschrieben und auch das nötige Nivellement vorgenommen worden war, stellte sich heraus, daß die Vierecksseiten von West nach Ost 34,5 m und von Nord nach Süd 33 m (= rund 108 Fuß) Länge hatten, daß also der Hügel in der Richtung von West nach Ost 1,5 m länger war als in der Richtung von Nord nach Süd. Ferner ergab sich, daß das Planum des Hügels von der Horizontallinie aus im Westen nur 5,56 m, im Osten dagegen 7,12 m (= nicht ganz 22 Fuß) Höhe auswies, im Westen also 1,56 m höher lag. Zur Vergleichung mögen hier die Maße einiger anderen berühmten vorgeschichtlichen Hügel angeführt werden. Der von Professor Klopffleisch ausgegrabene Leubinger Hügel bei Leubingen unweit Sömmerda in Thüringen hatte angeblich 8,5 m Höhe und 34 m Durchmesser.<sup>1)</sup> Wenn man aber in Betracht zieht, daß nach Klopffleischs eigener Angabe<sup>2)</sup> die obersten 2 m des Leubinger Hügels erst

<sup>1)</sup> Zeitschr. des Harzvereins X, S. 425—427, 1899.

<sup>2)</sup> Neue Mitteil. des thür.-sächs. Ver. zu Halle XIV, S. 546 u. 552, Halle, 1878.

viel später aufgetragen worden sind, daß also die ursprüngliche Höhe dieses Hügels nur 6,5 m betrug, so ändert sich das Höhenverhältnis beider Hügel zu einander so weit zugunsten des Helmsdorfer Hügels, daß dieser mit seiner mittleren Höhe (6,34 m) der ursprünglichen Höhe des Leubinger Hügels (6,50 m) fast völlig gleichkommt, was bei dem gleichen Durchmesser (34 m) auch zu erwarten ist. Schließlich aber hat sich der Helmsdorfer Hügel mit 6,82 m (= 21,677') Höhe in der Mitte bei nochmaliger Messung als der höhere herausgestellt.

Das „Königsgrab“ bei Seddin in der Westpriegnitz soll 10 m Höhe und einen Umfang von 300 Schritt gehabt haben.<sup>1)</sup> Schon aus dieser Angabe ersieht man, daß die Messung keine genaue gewesen ist. — Der im Jahre 1902 ausgegrabene Dörfeling bei Kalbsriet an der Unstrut war angeblich 5 m hoch.<sup>2)</sup>

Bei 6,82 m Höhe und den angegebenen Grundmaßen beträgt der Inhalt des Helmsdorfer Hügels einschließlich der vorhandenen Steinsetzungen nach Berechnung des Herrn Professor Otto in Eisleben 2031,7 Kubikmeter.

Seit dem 16. November 1906 arbeiteten zunächst 6 Mann täglich an der Abtragung des Hügels unter Benutzung einer dicht an ihn herangelegten Feldbahn, so daß immer nur einer hackte, fünf dagegen schippten und die abgehackte Erde auf der Feldbahn beiseite schafften. Später waren 10 Mann täglich mit dieser Arbeit beschäftigt. Am 9. Dezember waren seit dem Beginn der Abtragung schon 3 Wochen und 2 Tage verflossen; dennoch war bis zu diesem Tage — soviel man schätzen konnte — kaum die Hälfte des Hügels abgetragen.

Zur Vergleichung möge hier stehen, was Sophus Müller<sup>3)</sup> über den jetzt geschleiften, 20' hohen und etwas über 100' breiten Gardeshöi bei Jägersborg in Jütland berichtet, der also kleiner war als der Helmsdorfer Hügel, dessen Höhe, nach Fußten bestimmt, über 21 $\frac{1}{2}$ ', dessen Durchmesser 108' betrug. Ersterer enthielt nach Müllers Angabe über 400 Kubikklafter Erde. Zur Abtragung waren im ganzen 350 Arbeitstage erforderlich, obwohl dabei auch Pferdekraft auf Schienenwegen, die von beiden Seiten in den Hügel eingeführt worden waren, in Anwendung kam. Diese Zahlen geben eine gute Vorstellung von der bedeutenden Arbeit, welche die Errichtung dieses Grabmals gekostet hat.

<sup>1)</sup> Brandenburgia VIII, No. 7. (Oktober) 1899; IX, S. 322—325, 100 und X, No. 5, S. 179, Fig. 13.

<sup>2)</sup> Zeitschr. des Ver. f. thüring. Gesch. u. Altert. XXI, S. 407. Jena, 1902.

<sup>3)</sup> Nordische Altertumskunde, S. 326.

Die größten bekannten Hügel der Bronzezeit im Norden, der Borum-Eshöi und der Kongshöi in Jütland, waren gegen 24' hoch und hatten gegen 120' Durchmesser.<sup>1)</sup>

Da sich kurz vor dem 9. Dezember 1906 die ersten Steine in der Nähe der Hügelmitte gezeigt hatten, so ließ ich bei meiner Anwesenheit an diesem Tage die Steinsetzung ein Stück weit freilegen. Zu meinem Erstaunen erreichte das schnell bloßgelegte und beiderseits ziemlich stark zurückfliehende Stück eine Länge von nicht weniger als 11 m, ohne daß jedoch ein Ende deutlich zum Vorschein gekommen wäre. Weiter ließ sich der Steinsatz auch schon aus dem Grunde nicht verfolgen, weil die über ihm noch steil emporsteigende Erdwand sonst herabgestürzt wäre. Jedenfalls wurde durch diese vorläufige Erkundung die Erwartung, wie groß der Steinsatz überhaupt sein und welche Gestalt er haben möchte, bedeutend gesteigert. Wie sich später herausstellte, handelte es sich hier nicht bloß um eine einfache Steinkiste oder ein aus Steinblöcken aufgebautes Ganggrab, sondern — um dies gleich hier vor auszuschicken — um einen fast genau kreisförmigen Steinkegel, welchen eine aus regelmäßig aufeinandergelegten großen Blöcken oder blockartigen Platten aufgeführte Trockenmauer von 0,8 bis 1 Meter Höhe umgrenzte. Einstweilen ließ ich nun den freigelegten Teil des Steinkegels wieder verschütten, um Unbefugten den Zugang zu erschweren. Erst gegen Ende des Januar 1907 stellte sich beim weiteren Fortschritt der Abtragung heraus, daß die Grundfläche des Steinkegels 13,5 m Durchmesser hatte, wogegen seine Höhe 3,45 m betrug. Die über dem Kegel noch vorhandene Erdschicht war 3,37 m hoch, so daß sich eine Gesamthöhe der Hügelmitte von 6,82 m ergab. Das früher gefundene Höhenmaß des Hügels (6,34 m) stellte sich also als unzureichend heraus; er war fast einen halben Meter höher, als vorher geschätzt worden war, und damit auch höher als der Leubinger Hügel nach seiner ursprünglichen Höhe. Der Stand der Abtragung des Helmsdorfer Hügels um diese Zeit (Ende Januar 1907) ist durch eine photographische Aufnahme des Herrn A. Gleiche in Hettstedt<sup>2)</sup> festgehalten und die Tafel dann von Herrn Bahnassistent Corsa mit den Zahlen der von ihm ausgeführten Vermessung versehen worden.

<sup>1)</sup> Ebenda S. 342.

<sup>2)</sup> Tafel I, No. 1. — Diese und die folgenden photographischen Aufnahmen des Hügels können von Herrn Gleiche zum Preise von 2 Mark für das Stück (durchschnittliche Bildfläche 22 × 17 cm) bezogen werden. Jeder folgende Abzug kostet 1,25 Mark.

Am 27. Januar 1907 teilte mir Herr Bergdirektor Geipel mit, daß zwar, meinem Wunsche entsprechend, der inzwischen fast völlig freigelegte Steinkegel bis auf eine günstigere Jahreszeit unberührt bleiben solle, daß aber die noch stehenden Erdmassen des Hügels weiter abgetragen werden müßten. Bei diesen Arbeiten sei nun auch im Scheitel des Hügels ein Grab mit einem unverbrannten Skelett, einer zerbrochenen Urne und einem Bronzering gefunden worden.

Ich wandte mich deshalb sofort an Herrn Corsa, der die Sachen inzwischen in seine Obhut genommen hatte, und am Sonntag, 3. Februar 1907, überbrachte mir Herr Corsa den Inhalt des erwähnten Grabes und teilte mir zugleich die von ihm und den Arbeitern beobachteten Fundumstände mit.

Nach seiner Angabe war man schon am 19. Dezember 1906 nur 70 cm unter der Oberfläche des Hügelscheitels auf ein gestrecktes, von Süden nach Norden gerichtetes Skelett gestoßen, dessen Kopf im Süden, dessen Füße im Norden lagen. Eine Steinsetzung irgend welcher Art wurde nicht wahrgenommen. Der auf der linken Wange liegende Schädel<sup>1)</sup> war verhältnismäßig gut erhalten; nur war die Kinnlade nicht mit eingeliefert oder bei der Aufhebung übersehen worden. Der Schädel ist 17,5 cm lang und an der breitesten Stelle fast 13 cm breit. Von den Vorderzähnen fehlen 4, und 2 sind erst im Begriff gewesen hervorzubrechen. Es ist also der Bestattete ein jugendlicher Dolichocephale. Die Stirn steigt glatt und fast senkrecht auf; Augenbrauenwulste sind kaum leise angedeutet. Die Hirnschale steigt in sanftem, flachem Bogen an; das Hinterhaupt ist kräftig entwickelt.

Tags darauf, am 20. Dezember, wurde dicht hinter dem Nacken des Skeletts in derselben Tiefe (70 cm) ein am oberen Teile beschädigtes Tongefäß<sup>2)</sup> von dunkelbrauner Färbung und geglätteter Oberfläche gefunden, mit kugeligem Leib und röhrenförmig endendem Halse. Die Höhe beträgt fast 14 cm, der Durchmesser der Öffnung 8,8 cm, der des Bauches an der weitesten, 6,5 cm über dem Boden gelegenen Stelle 14,8 cm, der des Bodens 5—6 cm. Ein fast genau so geformtes, aber durch einige, Hals und Bauch scheidende wagerechte Linien verziertes Gefäß, welches in einem Grabe an der Galgenschlucht bei Eisleben gefunden und von mir in der Jahresschrift für Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder<sup>3)</sup> beschrieben und abgebildet worden

<sup>1)</sup> Tafel VI, Fig. 15a und b.

<sup>2)</sup> Tafel II, Fig. 1.

<sup>3)</sup> Jahrgang I, S. 146, Tafel XVII. (Ver.-Samml. No. 501.)

ist, gehört der merowingischen Zeit an. Dieselbe Form zeigt auch ein ebenfalls der merowingischen Zeit angehöriges Gefäß aus der Gegend von Nordendorf in Bayern.<sup>1)</sup> Damit dürfte die Zeit dieser Nachbestattung annähernd bestimmt sein. Zu bemerken ist jedoch, daß auch ein mit Bronzen des Anjetitzer Typus zusammen am Cortale in der Flur Tröbsdorf gefundenes Tongefäß fast genau dieselbe Form hat. In ganz geringer Entfernung von diesem Gefäß weiter nach Osten zu, also noch hinter dem Nacken des Skeletts, wurde ein massiver Bronzering<sup>2)</sup> mit rauher Patina gefunden, dessen Querschnitt fast durchaus einem auf der Ober- und Unterseite ein wenig abgeflachten Rundstabe gleicht. Der Ring hat eine Dicke von 1,2 bis 1,3 cm und einen Durchmesser von 10,25—10,50 cm. Die lichte Weite der Krümmung erreicht fast 8 cm. Eine Verzierung ist nicht zu bemerken. Das Gewicht beträgt 230 gr. Ein derartiger Ring aus der merowingischen Zeit ist mir bisher nicht bekannt geworden. Die Zeitstellung des Gesamtfundes ist also noch unsicher.

Ein paar Tage später wurden noch weiter nach Osten zu, aber 2 m von dem Skelett entfernt, in geringer Tiefe verschiedene in der Oberschicht des Hügels verstreute Scherben gefunden, von denen zwei mit einem nach außen umgebogenen Rande durchweg ziegelrot gefärbt und durch die bekannten Wellenlinien verziert waren, welche allgemein als Merkmal slawischer Herkunft gelten.<sup>3)</sup> Immerhin befremdet ihr Erscheinen in Gesellschaft von Scherben merowingischer und auch — was von einem späteren Funde gilt — spätrömischer Zeit. Andere Scherben rühren von großen flachen Schalen oder Schüsseln her, wieder andere sind Bruchstücke eines großen, nach oben sich verengenden Topfes, dessen Hals 6 cm hoch ist. Dieser setzt sich von dem bauchigen Unterteile scharf ab und ist auch mit einem 7 cm langen, in spitzem Winkel geknickten und über den Rand sich etwas erhebenden Henkel von 3,5 cm Breite versehen. Der Durchmesser der Öffnung muß — nach den zusammengefügteten Resten zu schließen — 29 cm, der des Bauches mindestens 36 cm, die Gesamthöhe etwa 25 cm betragen haben. Die Farbe des Topfes ist auf der Außenseite dunkelbraun, auf der Innenseite mehr schokoladenbraun.

Der beachtenswerteste Fund waren 3 große zusammenpassende Scherben, welche wenigstens in der Zeichnung die Feststellung der

<sup>1)</sup> Abgebildet in „Germanische Überreste der merowing. Zeit“ Tafel 16, Fig. 38. Vgl. auch Fig. 43 u. 49.

<sup>2)</sup> Tafel II, Fig. 2.

<sup>3)</sup> Tafel II, Fig. 5.

Form ermöglichten. Dieses Gefäß war eine große, hartgebrannte, ursprünglich dunkelgraue, jetzt aber durch angebackene Asche meist hellgrau gefärbte Fußschale von 31 cm Öffnungsdurchmesser, von welchem auf die beiderseitigen Wände je 7 mm kommen, und 17 cm Höhe.<sup>1)</sup> Der gerade, mit leiser Krümmung in der Mitte aufsteigende Hals von 6 cm Höhe hat einen gerade gestrichenen, etwas ausladenden, wulstigen Rand. Der Bauch, der in seinem obersten Teile eine größte Weite von 33 cm hat, ist durch einen Wulst von der Gestalt eines halben Rundstabes von nicht ganz 2 cm Breite vom Halse geschieden, auf welchem 2 nur 3 cm voneinander entfernte, ziemlich spitze Warzen sitzen. Vermutlich waren auf den fehlenden Teilen des Bauchwulstes noch 2 solche Warzenpaare ebenmäßig verteilt. Den Unterteil bildet eine nur 7,5 cm hohe, also verhältnismäßig flache Rundschale, welche auf einem nur 2 cm hohen und im Durchmesser nur 10,5 cm großen Fuße von der Form eines abgestumpften Kegels ruht. Dieser Unterteil ist 1 cm unterhalb des wulstförmigen Bauchgurts von einer eingetieften Linie umzogen, an welche sich fußwärts eine eigenartige Verzierung anschließt. Von ihr laufen nämlich senkrecht nach dem Boden zu Gruppen von je 5 flach eingetieften Zickzacklinien aus, deren Scheitelpunkte vorgestochen zu sein scheinen, die aber trotzdem recht unregelmäßig nebeneinander verlaufen. Von einander werden sie durch Gruppen von in derselben Richtung laufenden Reihen kleiner Kreischen geschieden. Da diese Reihen wegen der nach oben zunehmenden Weite des Gefäßes nicht parallel bleiben konnten, so sind ihre Zwischenräume durch kürzere Reihen solcher Kreischen ausgefüllt. Der Fuß entspricht ganz der Form des Fußes gewisser Schalen aus merowingischer Zeit; z. B. einer Schale aus Oberflacht in Württemberg,<sup>2)</sup> und die Gefäßform ganz der Form einer solchen Schale aus Selzen in Rheinhessen.<sup>3)</sup> Auch im Provinzialmuseum zu Halle befindet sich eine gut erhaltene Fußschale<sup>4)</sup> von fast völlig gleicher Form und auch fast denselben Größenverhältnissen, wie sie die Helmsdorfer Fußschale hat. Diese hatte 31—33 cm Durchmesser und 17 cm Höhe; die Hallesche, welche auf der Grube Ottilie bei Oberröblingen a. See (Mansfelder Seekreis) im Jahre 1889 gefunden worden ist, 30 cm Durchmesser und 17,5 cm Höhe. Aber sonst finden sich manche Verschiedenheiten. Die Oberröblingler Fußschale hat keinen so ausgeprägten Ring-

<sup>1)</sup> Abbildung Tafel II, Fig. 4 a. Zeichnerische Ergänzung Fig. 4 b.

<sup>2)</sup> Germanische Überreste der merowingischen Zeit, Tafel 19, Fig. 5.

<sup>3)</sup> Ebenda, Tafel 21, Fig. 39.

<sup>4)</sup> Prov.-Museum in Halle No. 230.

wulst wie die Helmsdorfer, auch keine Warzen darauf. Ferner ist der Fuß der ersteren etwas höher, als der der letzteren; auch ist die Verzierung des Bauches unterhalb des Ringgurtes eine andere, denn die Oberröblinger Schale zeigt einfach eine durchaus gekörnte Oberfläche. Dennoch ist die Formenähnlichkeit eine große. Zugleich mit dieser Schale wurde ein fast tonnenförmiger Becher aus Ton<sup>1)</sup> mit kegelförmigem Standfuß von 13 cm Durchmesser und 14 cm Höhe gefunden dessen oberer Teil drei eingetiefte horizontale Linien trägt, während der weit größere Unterteil mit stark hervortretenden, senkrechten Rippen verziert ist, welche bis zum Beginn des kegelförmigen Fußes reichen. Zu demselben Funde gehört auch noch ein dunkelbräunliches Gefäß,<sup>2)</sup> dessen etwas eingezogener Hals vom Bauche durch eingetiefte Linien geschieden ist. Über den Umbruch hin zieht sich ein Gürtel von parallelen, aber in schräger Richtung verlaufenden Linien.

(Eine unter No. 231 eingetragene Amphora mit 4 Ösen am Bauchumbruche und 4 dergl. am Oberbauche, welche sämtlich durch eine Zickzacklinie von aufgelegten Leisten verbunden sind, scheint nicht in diese Gruppe zu gehören.)

Die beschriebenen Gefäße gehören zweifellos der römischen Kaiserzeit an.

Das ursprüngliche Vorbild der Helmsdorfer Fußschalenform scheint die Form zu sein, welche verschiedene prächtige Fußschalen aus terra sigillata zeigen, die in einer römischen Kulturschicht bei Weisenau am Rhein gefunden worden sind und dem 1. und 2. Jahrh. nach Chr. G., also der älteren römischen Kaiserzeit angehören. (Abgebildet in dem Bericht des Ver. f. rheinische Gesch. u. Altert. zu Mainz im Jahre 1898/99, Tafel V, namentlich Fig. 7, 8 u. 9.) Die Helmsdorfer Fußschale dürfte also eine Nachbildung provinziäl-römischen Ursprungs aus der späten Kaiserzeit oder frühthüringischen Zeit sein.

Auch Kossinna<sup>3)</sup> hebt, wie ich nachträglich sehe, bei Besprechung der Skelettgräber von Trebitz (im Mansfelder Seekreise) hervor, daß aufgesetzte Buckel und Ringwulste geradezu als typische Verzierungsweisen für Urnenfriedhöfe der um 400 beginnenden Völkerwanderungszeit gelten müßten, und führt eine Menge von Fundorten an, an denen so verzierte Gefäße gefunden worden sind. Dieser Urnentypus ist nach seiner Zusammenstellung namentlich an der Elbmündung

<sup>1)</sup> Ebenda No. 232.

<sup>2)</sup> Ebenda No. 233.

<sup>3)</sup> Nachrichten über deutsche Altertumsfunde: Kossinna, Die Zeitbestimmung der Skelettgräber von Trebitz, Mansf. Seekreis, 1903, Heft 4, S. 56 u. 57.

verbreitet und von da haben ihn die Sachsen und Angeln nach England hinübergebracht. Auch in Holland soll er sich häufig finden. Wäre das Land an der Elbmündung als Ausgangspunkt zu denken, so würde an einen englischen Vorbesitzer der Helmsdorfer Fußschale gedacht werden dürfen, zumal ja der thüringische Stamm durch einen starken englischen und warnischen Zusatz zu dem hermundurischen Urbestande zustande gekommen ist.

Da andauernder, starker Frost eintrat, so ruhte die Arbeit eine Zeitlang; nur wurde im Februar die Abtragung der Erdmassen zu Ende geführt und eine Ebene für die Gleise der künftigen Bergwerksbahn hergestellt, welche dicht vor dem Grabhügel eine Tiefe von 2 m unter der Oberfläche des Ackers erreichte. Da der Grabhügel der künftigen Gleisrichtung gerade im Wege stand und der für die Bahn geschaffene Durchstich gerade vor der Mitte des Hügels sein einstweiliges Ende fand, so wurde der Bodeneinschnitt zunächst jenseits des Hügels fortgesetzt. Weil sich aber dieser von Nordwesten her kommende Durchstich nach dem Hügel zu senkte und infolge davon die in ihm herabkommenden Schmelz- und Regenwasser sich sämtlich auf den Hügel zu bewegten und vor ihm sich zu einem Teiche aufzustauen drohten, so wurde der Hügel 2 m unterhalb der Hügelsohle in einer Höhe von etwa 75 cm untertunnelt, so daß nun das Wasser unter dem noch nicht eröffneten Steinkegel hinweg abfließen konnte.

Am 27. Februar, einem Mittwoch, begab ich mich in Begleitung des Herrn Bergdirektors Geipel und des Herrn Architekten Kutzke nach dem Paulsschachte, um zu sehen, ob mit den Arbeiten zur Abräumung des Steinkegels begonnen werden könnte. Die Erdmassen waren um diese Zeit bereits sämtlich abgefahren, der Steinkegel dagegen in der bereits angegebenen Höhe von 3,45 m und Länge von 13,5 m war fast noch unberührt. Namentlich war der den Abschluß des Steinkegels bildende, aus rohbehauenen Steinen ohne Mörtelverband aufgeschichtete Mauerring fast durchweg noch unversehrt. Nur am Südrande des Kegels waren aus dem umschließenden Mauerringe schon einige Steinblöcke abgeräumt worden, weil dorthin der leichteren Abfuhr des Abraums halber ein Gleis der Feldbahn gelegt werden sollte. Die die Umfassungsmauer bildenden Blöcke waren durchschnittlich 1 m lang und 30—40 cm dick; die Mauer selbst hatte eine Höhe von 80—100 cm. Hinter ihr erhob sich über dem Grabe in einem wirren Durcheinander von großen und kleinen Blöcken und Platten der Kegel. Manche dieser Blöcke hatten einen Durchmesser von 50—70 cm. Es waren teils Findlinge, z. B. Kohlensandsteine, Porphyre, Granite, teils

rührten sie aus den Brüchen weißen und roten Sandsteins bei Polleben oder aus den Blausteinbrüchen von dem Höhenrücken nördlich von der Nickelmannsgrund (nach Gerbstedt zu), welcher „auf dem Kalbe“ heißt, oder aus den Tuffsteinbrüchen von Lochwitz und Zabenstedt her.

Eine durch Herrn Kutzke von Osten oder genauer von Südosten her aufgenommene Zeichnung<sup>1)</sup>, zeigt uns den Hügel in einem etwas früheren Zustande. Im Vordergrund erblickt man die kegelförmige, noch unversehrte Steinhülle des Grabbaues mit der sie zusammenhaltenden Umfassungsmauer, sowie den unmittelbar auf den Steinkegel gerichteten, für den Bahnkörper bestimmten, 2 m tiefen Bodendurchstich, und hinter beiden den damals noch nicht abgetragenen Rest des den Steinkegel überdeckenden Erdmantels mit den zu seiner Beseitigung bestimmten Kippkarren. Von der photographischen Aufnahme unterscheidet sich die Zeichnung namentlich durch das deutlichere Hervortreten der Umfassungsmauer und durch die Darstellung des Bahneinschnitts, dem der Hügel und das seinen Kern bildende Fürstengrab zum Opfer fallen mußte.

Wie ich schon bemerkt habe, war beschlossen worden, auf der Südseite des Steinkegels mit der Abdeckung zu beginnen, weil das Feldbahngleis an dieser Stelle den Fuß des Kegels berührte. Es war diejenige Seite, die ich ohnehin bevorzugt haben würde. Zunächst sollte der umschließende Mauerring unangetastet stehen bleiben und innerhalb desselben nur ein Umgang um den Grabbau freigelegt werden. Zu diesem Zwecke mußten vorerst die obersten Schichten des Steinkegels abgehoben, in Kippkarren verladen und sofort weggefahren werden, um freie Bewegung zu erhalten. Und so sollte der Steinmantel des im Innern vermuteten Grabbaues bis auf den Grund abgehoben werden unter unbedingter Schonung des sich zeigenden Grabes und der umschließenden Ringmauer. Bei dieser sofort begonnenen Abräumung nun machten die Arbeiter ziemlich bald einen verblüffenden Fund. Sie fanden nämlich in einer kesselartigen Höhlung des Kegels zwischen den oberen Steinen das Stück einer „Saalezeitung“ vom 5. Januar (ohne Jahresangabe), also — vom Scheitel des Hügels aus gerechnet, in einer Tiefe von ungefähr 4 m. Da nun der Hügel bis zu diesem Tage und zu dieser Stelle zweifellos ungestört geblieben war, so hätte man nur an eine gegenseitige Neckerei der Arbeiter unter sich durch einen Kameraden oder auch durch einen Zuschauer denken können, wenn nicht die übrige, aus Halmen, Haaren u. dgl. m. bestehende

<sup>1)</sup> Auf Tafel I, No. 2 wiedergegeben.

Ausstattung des Loches Zeugnis dafür abgelegt hätte, daß hier ein sehr neuzeitlicher Hamster oder eine Ratte sich und ihrer Nachkommenchaft eine sichere Ruhestätte in dem kleinen Kessel bereitet und diese unter anderem auch mit dem von irgend einem Vorübergehenden gewegworfenen Papier austapeziert hatte.<sup>1)</sup>

In den nächsten Tagen wurde nun die Abräumung der Steindecke in der angedeuteten Weise weitergeführt, so daß es möglich war, Sonnabend, den 2. März 1907, für die Eröffnung des eigentlichen Grabes anzusetzen, zumal die Notwendigkeit der Vollendung des Bahnbaues einen weiteren Aufschub nicht duldete. Der den Steinkegel umfassende Mauerring war jedoch, wie schon bemerkt, mit Ausnahme eines nach Süden gekehrten Bogenstückes einstweilen noch stehen geblieben.

Bald nach 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr mittags fuhr daher am gedachten Sonnabend unter Führung des Herrn Bergdirektors Geipel eine ziemlich zahlreiche, größtenteils aus Beamten der Mansfelder Gewerkschaft bestehende und unterwegs durch Zusteigen sich stetig noch vermehrende Gesellschaft, der sich auch einige Mitglieder des Vereins für Gesch. u. Altert. der Grafschaft Mansfeld angeschlossen hatten, auf der gewerkschaftlichen Bahn vom oberen Ende der Creisfelder Gasse in Eisleben bis unmittelbar an den großen Galgenhügel, wo das Bahngleis vorläufig sein Ende hatte. Es kennzeichnet den Wechsel der Zeiten, daß hier die Umstände gestatteten, mit Hilfe der Dampfkraft bis auf wenige Schritte dicht an ein vorgeschichtliches Grab heranzufahren, das seit Jahrtausenden in schweigsamer Verlassenheit dagelegen hatte. Bald nach 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr traf die Gesellschaft am Galgenhügel ein und fand dort eine zahlreiche Zuschauermenge jedes Alters und Geschlechts vor, unter der das jugendliche und das weibliche Element bei weitem überwog. Von den aus Eisleben gekommenen Gästen nenne ich nur die Herren Königl. Baurat Vetter, Bergdirektor Scholz, Dr. med. Hetzold, Bürgerschullehrer Rühlemann, von den aus der Nähe und Ferne herbeigeeilten Herrn Baron von Krosigk aus Helmsdorf und Gemahlin, Herrn Berg- und Hüttendirektor a. D. Reuß, Direktor des Provinzialmuseums in Halle, Herrn Oberpfarrer Graß aus Hettstedt, Herrn Dr. med. Rothmaler aus Gerbstedt und viele Beamte von den in der Nähe gelegenen gewerkschaftlichen Schächten. Die

<sup>1)</sup> Von einem ähnlichen verblüffenden Fall — Eintragung frischer Gerste in eine in beträchtlicher Tiefe ausgegrabene Amphora der jüngeren Steinzeit aus dem Baalberger Hügel in Anhalt — berichtet Höfer in der Jahresschrift f. Vorgeschichte I, S. 26.

einige hundert Köpfe zählenden unwissenschaftlichen Zuschauer aus der Nachbarschaft waren der Mehrzahl nach Kinder; doch auch humpelnde Alte und Weiber mit Säuglingen hatten sich eingefunden, die wohl zumeist der Wahn herbeigeloct hatte, hier werde ein Geldschatz ausgegraben werden. Auf meine Bitte war darum auch, um allen unliebsamen Störungen durch Raublustige vorzubeugen, der Hügel in den vorhergehenden Nächten durch eine Wache gesichert worden.

Um 2 Uhr nachmittags wurde bei verhältnismäßig günstigem Wetter mit der Aufdeckung begonnen. Der Boden war etwas trockener geworden als die Tage zuvor und auch der vorher heftig wehende Wind hatte nachgelassen, so daß der Aufenthalt im Freien erheblich angenehmer war als in den Tagen und Wochen vorher. Unter der Leitung des Herrn Corsa war das die Mitte des Hügels einnehmende Grab aus seiner Steinhülle so weit herausgeschält worden, daß man bereits einen, wenn auch noch nicht ganz deutlichen, Eindruck von seiner Anlage erhielt. Es trat nämlich aus der mit dünn aufliegender, aschiger Erde bedeckten Aufschüttung als ein hüttenähnlicher Holzbau mit steilem Dach hervor. Eine etwas später vorgenommene Messung ergab eine Gesamtlänge von 6,80 m, eine Breite von 5 m und eine Höhe von 1,60—1,70 m, die äußersten Stützen mit eingerechnet. Auf der südlichen Schmalseite, die zunächst in Angriff genommen wurde, zeigten sich zuerst vier wie Streben schräg gestellte, aber durch Fäulnis schon fast mehlartig gewordene Stämme aus braunrot gewordenem Eichenholz und hinter den zwei mittleren eine in der Richtung von West nach Ost auf ihre Längskante gestellte, jedoch etwas schräg dem Innern des Baues zugekehrte Sandsteinplatte von 1,50 m Länge, 0,90 m Höhe und 20—25 cm Dicke. Diese Platte sollte offenbar als ein besonders widerstandsfähiger Schutz des im Grabe geborgenen Toten dienen. Da sie aber für sich allein keinen festen Halt gehabt hätte, so war sie an eine 1,5 m aus dem Boden herausstehende und 30 cm starke, aus aufrecht stehenden Eichenbohlen angefertigte Holzwand angelehnt oder, richtiger gesagt, angeschmiegt worden, welche noch 60 cm über die Platte hinausragte. Die außerhalb der Platte nach Süden zu gerichteten Streben aus Eichenholz, welche 30—35 cm stark waren, waren mit ihrem oberen, abgeschrägten Ende so an die Bohlenwand angelegt, daß die beiden mittleren Streben fast parallel von Norden nach Süden gerichtet waren, die beiden äußeren dagegen, welche unten weiter auseinandertraten, nach Südosten bzw. Südwesten. Die oben schräg abgehauenen und an die

Bohlenwand gestemmtten Auflageflächen der Streben waren handwerksmäßig so bearbeitet, daß die Gegenlagerung eine solide war; oben aber war die Bohlenwand wagerecht abgeschnitten. Hinter ihr ragte der spitze Giebel des dahinterliegenden Daches hervor. Die Fußenden der Streben waren durch eine Zwischenlagerung von Steinblöcken befestigt. Der Anblick, den das Südende des Holzbaues vor der Wegnahme der großen Platte darbot, ist in einer Zeichnung<sup>1)</sup> festgehalten worden, welche, gleich den anderen konstruktiven Zeichnungen, von Herrn Architekt Kutzke angefertigt worden ist. Außerdem ließ ich aber auch noch von Herrn Photograph Gleiche aus Hettstedt mehrere Aufnahmen machen, welche den Holzbau nach Wegnahme der südlichen Streben zeigen. Diese Abbildungen mögen hier von einigen erklärenden Worten begleitet werden. Tafel IV<sup>2)</sup> zeigt uns den Grabbau von Südosten aus. Zwischen den beiden Meßstangen ist die große Verschußplatte, von welcher die vor ihr liegende kleinere abgesprungen ist, sowie die über ihr emporragende Bohlenwand mit einer hinter dieser stehenden Baumsäule, von der noch die Rede sein wird, und weiter nach rechts auch das auf der Ostseite durch Einknickung stark beschädigte Dach der Grabhütte deutlich zu erkennen. Unter dem Grabbau erblickt man eine tiefschwarze, fettig glänzende Aufschüttung von mit Asche gemischter Erde, die von der aus großen Steinblöcken bestehenden Ringmauer des Steinkegels umschlossen war und, wie weiterhin gezeigt werden wird, dem eigentlichen Grabbau als Unterlage oder Postament gedient hat. Nahe der unteren Ecke rechts ist noch einer der Steinblöcke zu sehen, welche die Einfassung dieses Postaments gebildet haben.

Das nächste Bild<sup>3)</sup> gewährt den gleichen Anblick wie Tafel IV, No. 1, aber von Südwesten her. Hier sieht man die Westseite des Dachstuhls noch ziemlich wohl erhalten. Nur hinter der Bohlenwand sind die nächsten Sparren eingebrochen. Noch deutlicher stellt sich das Dach auf der von Westen her aufgenommenen Tafel<sup>4)</sup> dar, auf der auch die beiden den Dachstuhl nord- und südwärts abschließenden Baumsäulen zu erkennen sind. Minder deutlich ist die dicht an die innere Seite der Bohlenwand geschmiegte südliche Baumsäule zu erkennen; besser, aber auch nicht besonders deutlich, die nördliche, welche sich in Gestalt eines aufrechten schwarzen Flecks vor der im

<sup>1)</sup> Tafel III, No. 1.

<sup>2)</sup> Tafel IV, No. 1.

<sup>3)</sup> Tafel IV, No. 2.

<sup>4)</sup> Tafel V, No. 1.

Hintergrunde sichtbaren Meßstange erhebt.<sup>1)</sup> Auf diesem Bilde lassen sich die Formen der mit feiner Aschenerde bedeckten Dachsparren noch ziemlich gut erkennen, ja sogar ihre Zahl ist festzustellen.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit wieder dem südlichen Ende des Grabbaues zu! Die zwei mittleren Streben der Südseite traten so dicht an die vor die Bohlenwand gestellte Steinplatte heran, daß diese mit ihrem oberen Teile zwischen beiden gleichsam eingeklemmt war. Zu diesem Zwecke waren sogar Holzkeile und keilförmige Steine zwischen beide eingetrieben. Übrigens überragte die Bohlenwand die Oberkante der großen Platte nur in der Mitte um 60 cm; nach Osten und Westen dagegen war sie in einem dem Neigungswinkel der Dachflächen entsprechenden Winkel abgeschrägt, offenbar zu dem Zwecke, um dem hier beginnenden, aus starken Eichenbohlen bestehenden Dache eine feste Unterlage zu gewähren. Dieses Dach war folgendermaßen hergestellt worden. Es waren Eichenbohlen mit ihren am oberen Ende abgeschrägten Schnittflächen von beiden Langseiten her ohne Vermittlung eines Firstbalkens so gegeneinander gelegt worden, daß die abgeschrägten Flächen genau aufeinander paßten, während die unteren, im Boden verlaufenden Enden durch gegen sie gelagerte Steine festen Halt gefunden hatten. Da aber diese Bohlen nicht überall dicht aneinander schlossen, so waren sie, um die Feuchtigkeit abzuhalten, mit einer braunen Masse ausgefügt worden, welche, wie eine spätere Untersuchung ergab, ein stark sandhaltiger Lehm ist. Ein steinhart gewordenes Stückchen dieser Ausfügung fand sich zwischen den Skelettresten, unter welche es nach dem Einbruch des Daches geraten war. Über diese Bohlenlagen war dann eine ehemals gewiß sehr dichte Lage von Schilf ausgebreitet worden, dessen Blätter nun aber infolge ihres hohen Alters so dünn wie das feinste Seidenpapier geworden waren und einen silberweiß schimmernden, seidenartigen Glanz erlangt hatten. Weil nun aber über diesem Holzdache noch ein gewaltiger Steinkegel aufgeschüttet werden sollte, unter dessen ungeheurer Last das Bohlendach sicher zusammengebrochen wäre, so war noch eine besondere Schutzvorkehrung dadurch getroffen worden, daß man über dem Bohlendache (nicht, wie heutzutage, unter demselben) noch ein

<sup>1)</sup> Von Eichensärgen in Hügeln der Bronzezeit, die durch Pfähle an beiden Enden des Sarges „fixiert“ waren, berichtet auch S. Müller (Nord. Altertumskunde S. 341). Die Bestattung in Eichensärgen scheint namentlich im früheren Abschnitte der älteren Bronzezeit ziemlich allgemein in Gebrauch gewesen zu sein. (Ebenda S. 346.)

besonders starkes Dach aus dicht nebeneinander gelegten, teilweise behauenen, wie Sparren sich in einer Firstlinie vereinigenden Eichenstämmen von durchschnittlich etwa 30 cm Stärke errichtet hatte, deren Fußenden ebenfalls im Boden verliefen, wo sie durch angelagerte Steine befestigt waren. Die Zahl dieser Sparren betrug auf jeder Langseite 10, so daß jede Dachseite eine Länge von etwa 3,50 m hatte. Die Zwischenräume zwischen den Sparren hatte man zu unterst mit einem fetten Ton,<sup>1)</sup> weiter oben mit kleinen Steinen ausgefügt bzw. ausgefütert. Diese starken Sparren waren, solange sie noch nicht morsch geworden waren, gar wohl imstande, den gewaltigen Druck der ihnen später aufgebürdeten Stein- und Erdmassen auszuhalten.

Eine besondere Verstärkung hatte dieses Außendach noch an einer Stelle durch die sinnreiche Verwendung einer gewaltigen Astgabel erhalten, welche man, wie sich später zeigte, gerade über dem Kopfe der unter dem Dache stehenden Totenlade angebracht hatte, die also wohl den Kopf des darunter liegenden Herrschers vorzugsweise schützen sollte.<sup>2)</sup> Man hatte sich zu diesem Zwecke einen Eichbaum von hinlänglicher Größe und geeignetem Wachstum ausgesucht, welchem zwei Äste in der Stärke von etwa 30 cm und zugleich von dem für das Dach erforderlichen Abstandswinkel voneinander entwachsen waren, hatte diesen Baum gefällt, sodann die beiden Äste so weit gestutzt, daß sie an Länge den übrigen Dachsparren gleichkamen; ferner auch den Hauptstamm so weit gestutzt, daß der natürliche Verband der beiden Äste nicht gefährdet wurde, dann die so gewonnene Gabel umgedreht und, das dicke Ende nach oben, als Sparrenpaar im besten natürlichen Verbande ohne künstliche Verzapfung verwendet. Ob auch noch andere derartige Sparrenpaare zur Verwendung gekommen waren, ließ sich nicht mehr erkennen. Doch schien es nicht der Fall zu sein. Außerdem waren, um auch dies gleich im voraus zu bemerken, zwei Eichbäume von natürlicher Rundung und einer Stärke bis zu 40 cm, gewissermaßen als Grenzmarken des Bestattungsraumes oder der eigentlichen Grabkammer, so in den Boden senkrecht eingesetzt, daß der eine am Nordende der Längachse der Grabkammer, der andere am Südende gleichsam als warnender Wächter sich erhob.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Einen solchen Keil aus fettem Ton zeigt Fig. 6 auf Tafel II.

<sup>2)</sup> Zu sehen auf Tafel III, No. 2.

<sup>3)</sup> Nach Sophus Müller (Nordische Altertumskunde S. 341) sind die in Hügeln der Bronzezeit beigesetzten Eichensärge an beiden Enden durch Pfähle fixiert, ihre Deckel mit Steinen beschwert oder ganz von einem

Der südliche stand dicht an der Mitte der Innenseite der Bohlenwand; der nördliche dagegen, welcher oben 30, unten 40 cm Durchmesser hatte, stand frei in einem mäßigen Abstände (30 cm) von der Grabtanne. Der Verschluß an der nördlichen Schmalseite der Grabkammer war erheblich einfacher, als der der südlichen. Denn an ersterer hatte man sich, abgesehen von der starken Baumsäule, damit begnügt, den Zugang zur Grabkammer durch einen an die Säule nordwärts angelagerten Steinhaufen von 90 cm Längendurchmesser zu verschanzen. Die Entfernung der nördlichen Baumsäule von der südlichen betrug annähernd 3,5 m. Übrigens stützten noch 2 Streben, deren Anschlußstelle nicht mehr zu erkennen war, deren Fußende aber bei der einen nach Nordosten, bei der anderen nach Nordwesten zeigte, das Bohlendach auf der Nordseite.

Der Einheitlichkeit der Darstellung wegen sei nun gleich die Beschreibung des Bodens, wie er sich später unseren Blicken im Fortgange der Aufdeckung darstellte, hier vorausgenommen. Der Boden bestand aus 2 Teilen von ungleicher Länge; der südliche, nur 1,40 m in der Richtung NS. lang, war ungepflastert; nur eine Lage Schilf scheint ihn bedeckt zu haben. Der nördliche war in einer Längenausdehnung von 2,50 m gepflastert. Die dazu verwandten Platten waren weißer Polleber Sandstein; ihre Fugen waren mit einem Mörtel aus Gips verstrichen. Eine chemische Untersuchung, die ich nachfolgen ließ, stellte fest, daß der Mörtel aus schwefelsaurem Kalk, also aus Gips bestand. Unter dem Plattenbelag aber befand sich eine Lage Schilf von der schon vorher mitgeteilten Beschaffenheit, so daß es den Anschein hatte, als wäre der ganze Boden der Grabkammer mit Schilf bedeckt, aber nur der größere nördliche Teil mit einem Plattenbelage ausgestattet worden<sup>1)</sup>. Diese Vorbemerkungen mögen einstweilen genügen.

Nachdem die Art des Aufbaues der Grabkammer so weit festgestellt worden war, wurde mit der Abtragung der Platte, der Bohlenwand und des Daches begonnen. Die Photographie auf Tafel V<sup>2)</sup> zeigt das Aussehen der Südseite des Grabbaues nach Wegnahme der großen Verschlußplatte, der vier vor sie gestellten Streben, die übrigens bald nach der Freilegung zerfielen, und des vordersten Sparrenpaares

---

Steinhaufen bedeckt. Mehrere Säрге der Art waren in Nordseeland auch mit einer dicken Schicht Tang bedeckt. Im Helmsdorfer und Leubinger Hügel ist an dessen Stelle Schilf verwendet worden.

<sup>1)</sup> Proben von Mörtel und Schilf habe ich aufbewahrt.

<sup>2)</sup> Tafel V, No. 2.

mit dem darunter befindlichen Teile des Bohlendaches. Auf diesem Bilde erblicken wir die die Grabkammer nach Süden zu abschließende Bohlenwand in ihrer vollen Breite. Deutlich erkennt man den Verwitterungszustand der drei aneinander gefügten mächtigen Eichenbohlen von durchschnittlich 80 cm Breite und 25—30 cm Dicke. Namentlich die rechts, nach Osten zu, stehende Bohle zeigt breite, durchgehende Risse. Die Mittelbohle dagegen ist verhältnismäßig recht gut erhalten. An der links stehenden Bohle fällt sofort die dachartige Abschrägung auf, die des auf ihr ruhenden Daches wegen nötig war, doch reichte diese Abschrägung ursprünglich höher hinauf, so daß sie die wagerechte Oberkante der Mittelbohle erreichte.

Die Mittelbohle hatte, soweit sie aus dem Boden hervortrat, 1,5 m Höhe und 80 cm Breite. Ebenso breit, ja noch breiter (90 cm) war die westlich sich anschließende Bohle; dagegen maß die östliche in der Breite nur 75 cm. Dieser Unterschied ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß von ihr sich schon viele Brocken abgelöst hatten. Man wird also annehmen dürfen, daß auch sie ursprünglich 80 cm oder noch etwas breiter gewesen ist. Sie war ebenso abgeschrägt, wie die westliche, und auch ihre Abschrägung war der Neigung des Daches angepaßt worden. (Jedoch auch das Umgekehrte ist möglich.) Das Giebeldreieck zwischen der Oberkante der Mittelbohle und den über ihr zusammentreffenden Dachsparren ist offen gewesen, wie auch die Nordseite — abgesehen von der vor der Öffnung stehenden Baumsäule und dem an ihr aufgehäuften Steinkegel nicht verschlossen gewesen ist. Besonders auffällig war, daß sich auf dem südlichen Dachgiebel, namentlich aber an der unter ihm stehenden östlichen Bohle, zweifellose Spuren eines Feuers fanden, welches sich von diesem Giebel aus nach unten zu bis in die östliche Bohlenwand hinein durchgefressen und besonders das oberste Drittel dieser Bohle stark verkohlt hatte. Man muß demnach annehmen, daß nach der vollbrachten Einführung des Toten in sein Grabhaus auf dem südlichen Giebel ein Opferfeuer oder doch ein Feuer von irgend welcher religiösen Bedeutung angezündet worden ist. Dadurch allein würden sich auch die in das Grabhaus eingedrungenen Brandflocken und die auf den Dachsparren aufliegende feine Holzasche erklären, obwohl ja weder das ganze Dach noch auch die unter ihm geborgenen verbrennbaren Dinge, wie sich bald herausstellte, durch Feuer zerstört worden sind. Freilich setzt die Anzündung eines Feuers über dem Dache voraus, daß man zur Zeit der Anzündung um die hölzerne Grabkammer und über ihr bereits soviel Steine und Erde aufgefüllt hatte, daß die Auffüllung den First

des Daches nicht bloß erreichte, sondern etwas überstieg und daß man erst auf dieser Auffüllung das Feuer angezündet haben kann, da ja sonst der Holzbau in Flammen hätte aufgehen müssen. Dennoch muß sich das Feuer an der bezeichneten Stelle, die vermutlich nicht gut genug geschützt war, nach unten durchgefressen haben, so daß das Holz der Bohlenwand und des Giebels teilweise verkohlen konnte.<sup>1)</sup>

Nachdem alle diese Wahrnehmungen festgestellt waren, wurde die Bohlenwand beseitigt, die Bedachung abgenommen und die mehr oder minder verfaulten Holzstücke wurden beiseite getragen. Da zeigte sich den Blicken eine von Aschenflocken und Kohlenstaub bedeckte, aus Eichenholz gezimmerte, bettförmige Totenlade von 2,05 m Länge und 98 cm Breite, welche auf der bereits beschriebenen, 2,5 m langen, aus weißen Sandsteinplatten hergestellten Plattform stand, welche also nicht viel länger war als die Lade. Das Kopfende der Lade war 1,40 m von der den südlichen Abschluß der Grabkammer bildenden Bohlenwand entfernt, während das Fußende 30 cm von der nördlichen Baumsäule nach Süden zu begann. Der südliche, 1,40 m lange, ungepflasterte Teil der Grabkammer war durch eingedrungene, mit Asche durchsetzte Erde und Steine verschüttet. Denn das Eichenholz des darüber befindlichen Dachteils war im Laufe der Jahrtausende morsch und weich wie ein Schwamm geworden, und so war denn die mächtige Sparrendecke gerade auf dieser Strecke, besonders aber auf der Ostseite, nach innen eingebrochen, so daß schon dieser Anblick mir die Gewißheit gab, daß alles Zerbrechliche in dem Grabe der Zerstörung seiner Formen kaum entgangen sein könne. In dem ungepflasterten Teile der Grabkammer befand sich außer der schon erwähnten südlichen Baumsäule nichts weiter als ein Haufen von Tonscherben in der Südostecke, der von einem Steinsatz umgeben war. Die obersten Scherben in diesem Haufen fand ich 44 cm über dem Fußboden. Scherben und Steine waren so miteinander vermengt, daß eine Vorstellung von der Gestalt des Gefäßes, welches hier bei-

<sup>1)</sup> Denselben Brauch hat an einer anderen Stelle auch Klopffleisch wahrgenommen. Bei Nerkwitz unweit Jena fand er in einem Hügel ein von Steinplatten umsetztes und auch überdecktes Skelett in liegender Stellung. Über diesem Skelette war ein so starkes Feuer angefacht gewesen, daß die Kalksteinplatten ganz rotgebrannt waren. Das unter ihnen befindliche Skelett zeigte zwar die natürliche Reihenfolge seiner Knochen; die letzteren waren aber durch die Einwirkung des über ihnen angefachten Feuers gänzlich kalziniert. So weit ist die Wirkung des über dem Helmsdorfer Fürstengrabe angezündeten Feuers nicht gegangen, wie später gezeigt werden wird.

gesetzt worden war, sich nicht gewinnen ließ; doch war ich darauf bedacht, alle Scherben, auch die kleinsten, sorgfältig zu sammeln, um nachträglich einen Versuch zu ihrer Zusammensetzung zu machen. Nur so viel ließ sich sofort erkennen, daß das Gefäß eine ungewöhnliche Größe gehabt haben mußte; namentlich ließen die Krümmungsverhältnisse der Wandung auf einen sehr beträchtlichen Durchmesser schließen.

Nach Abtragung des südlichen Teils der Grabkammer erschien unter der ein natürliches Sparrenpaar bildenden Astgabel plötzlich ein schön behauener Gegenstand aus Eichenholz hinter zwei aus der Mitte des Kammerbodens in rechtem Winkel nach den Dachsparren verlaufenden Streben. Wie sich dann herausstellte, war das, was wir sahen, die Kopfseite der Totenlade. Fig. 2 auf Tafel III hat die Ansicht des Grabes, wie es nach Abräumung des südlichen Vorraums unmittelbar vor dem Kopfe der Lade sich darstellte, festgehalten.

Wenn nun auch weiterhin zunächst der Inhalt der Totenlade besichtigt und aufgenommen wurde und dann erst in mehrmaliger Besichtigung der Form und Herstellungsart der Lade Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte, so dürfte es doch zweckmäßig sein, schon hier über die Lade, welche die Funde barg, das Nötige mitzuteilen. Mehrere Male bin ich zusammen mit Herrn Architekt Kutzke deshalb auf dem Paulsschachte gewesen, um die dort einstweilen geborgenen Trümmer dieses seltenen Fundes zu besichtigen und in wiederholter Erörterung eine klare Vorstellung von diesem wohl ältesten Erzeugnisse der Holzarbeiterkunst in Deutschland zu gewinnen. Das ist uns denn auch schließlich gelungen.

Den Boden dieser Totenlade<sup>1)</sup> bildete eine 2,05 m lange, 98 cm breite und 30 cm dicke Eichenbohle. Trotz ihrer Dicke war dieselbe infolge ihres Alters in mehrere Stücke zerfallen; ursprünglich aber war sie, wie der Augenschein erwies, ein einheitliches Stück gewesen. Die Langseiten dieser Bohle waren genau in demselben Winkel abgeschragt, wie der war, den die beiden Dachflächen einschlossen. Schon daraus ergab sich, daß dies geschehen war, um einen dichteren Anschluß der Bedachung an die Langseiten der Lade zu ermöglichen und zugleich der ersteren einen festeren Halt zu verschaffen. Dieser

---

<sup>1)</sup> Ihre Trümmer sind zu erblicken auf Tafel VII, Fig. 1 und 2. Die Abbildung des nach den Fundstücken angefertigten Modells findet sich auf Tafel II, Fig. 15.

Boden nun war inmitten des Rechtecks bis zur Tiefe von 10 cm so ausgetieft, daß die Länge dieser Vertiefung im Lichten unten 167, oben 170 cm betrug, die Breite im Lichten aber 65 cm. In die beiden, in ursprünglicher Höhe von 30 cm belassenen Enden der Bohle war nun, nur je 1 cm von dem inneren Rande entfernt, je ein mit Beilen sorgsam glatt behauener Giebel, an dem noch die gleichmäßigen Beiliebe sichtbar waren, in eine Nut eingezapft. Beide Giebel hatten eine Stärke von 4,2 cm und waren, von dem Zapfen abgesehen, 30 cm hoch, oder wenn die 10 cm betragende Vertiefung des Innern mitgerechnet wird, 40 cm. Der südliche Giebel — das Kopfende — stieg gerade empor; seine Oberkante bildete einen flachen Bogen. Der nördliche — das Fußende — hatte die gleiche Stärke und Höhe, war aber etwas muschelförmig nach innen eingebogen. Ob das Absicht gewesen war oder die Wirkung natürlicher Einflüsse, ließ sich mit Sicherheit nicht entscheiden, zumal von beiden Giebeln beträchtliche Stücke abgeplatzt waren. Als Seitenwände dienten glatt behauene Bretter von 6—7 cm Stärke und 22 cm Höhe.<sup>1)</sup> Sie waren nach genauer Untersuchung nicht etwa aus dem Baume, der den Boden geliefert hatte, nach Art der Wände eines Einbaums herausgearbeitet, auch nicht vermittelt einer Nut in die die Unterlage bildende Bohle eingezapft, sondern nach vorheriger Fertigstellung in engem Anschluß an den Boden auf diesen senkrecht aufgesetzt und hatten ihren festen Halt lediglich durch Verzapfung mit den Giebelwänden erhalten. Die südlichen Enden dieser die Seitenwände bildenden Bretter waren im Halbkreis sauber abgerundet und standen über die Giebelwände noch 14 cm hinaus. Die nördlichen Enden dagegen waren gerade abgeschlossen und traten auch erheblich kürzer hervor. Die Seitenwände waren infolge ihrer Vermorschung sämtlich zerbrochen, doch waren viele Stücke noch ziemlich gut — der Form nach — erhalten.

Eine Ansicht der Totenlade und ihrer Umgebung von Osten aus gewährt, wie ich schon bemerkt habe, Tafel VII, 1 und von Westen aus Tafel VII, 2. Deutlich tritt auf Tafel VII, Fig. 1 die nördliche Baumsäule und vor ihr der Rest des Fußgiebels hervor, dahinter aber der Bahneinschnitt. Auf Tafel VII, Fig. 2 sieht man besonders deutlich den Rest des Kopfgiebels der Totenlade und im Hintergrunde die Schieferhalde des Paulsschachtes.

<sup>1)</sup> Über die technischen Einzelheiten dieses vorgeschichtlichen Erzeugnisses der Zimmermannskunst wird sich Herr Architekt Kutzke unter Beigabe von Grundriß, Längsschnitt usw. in der in Hannover erscheinenden „Bauhütte“, auf die ich hierdurch verweise, noch besonders eingehend äußern.

Nach Klarstellung der Form habe ich von Herrn Tischlermeister Theodor Richardt in Eisleben eine Nachbildung der Totenlade in dem verkleinerten Maßstabe von annähernd 1:7 (genauer 1:6,80) herstellen lassen, welcher die Zeichnungen des Herrn Kutzke zugrunde liegen. Eine baldige genaue Nachbildung schien mir um so nötiger zu sein, als voraussichtlich die Trümmer des Vorbildes keinen langen Bestand haben werden. Das Modell ist auf Tafel II, Fig. 15 abgebildet.

Zur Untersuchung des Inhalts der Lade begab ich mich, nachdem der ganze Dachstuhl — natürlich nur stückweise, da die Sparren und Bohlen trotz größter Vorsicht in den Händen der Arbeiter zerbrachen — abgehoben worden war, auf die Ostseite der genau von Süden nach Norden gerichteten Lade. Falls eine Skelettbestattung vorlag, so war bei gestreckter Lage des Toten anzunehmen, daß sein Gesicht nach Norden gerichtet sein müßte, bei Hockerlage dagegen nach Osten. Die Untersuchung ergab in der Tat eine Skelettbestattung, wenn auch gewisse Teile des Skeletts fast völlig verschwunden waren und die noch vorhandenen eine graubräunliche Färbung hatten, als hätten sie längere Zeit im Rauch gelegen. Vom Schädel fanden sich nur noch einige ganz kleine Bruchstücke von der Größe eines Markstücks, und diese zeigten, obwohl sie nicht vom Feuer durchglüht waren, doch Spuren einer Ansengung. Von dem Gebiß, insonderheit von den Zähnen, fand sich ebenfalls kein Überbleibsel. Doch ist möglich, daß einige Zähne mit anschließenden Stückchen des Kiefers, deren Fundstelle ich nicht mehr sicher im Gedächtnis habe, die aber dem Hügel entnommen sind, von dem Einlieger der Lade herrühren. Die noch ziemlich gut erhaltene Wirbelsäule hatte durchweg eine schwärzlichgraue Färbung, als wäre sie geräuchert worden, und dieselbe Erscheinung trat auch an den übrigen erhaltenen Teilen des Skeletts hervor.

Übrigens hatten die Wirbel des Helmsdorfer Fürstenskeletts eine solche schräge Lage, daß die Folgerung unabweisbar war, der Tote müsse als liegender Hocker unter mäßiger Anziehung der Knie mit dem Gesicht nach Osten bestattet worden sein. Nach dem Urteil des Herrn Dr. med. Hetzold aus Eisleben, welcher, wie schon erwähnt, der Ausgrabung beiwohnte, waren die Knochenreste die eines erwachsenen Mannes. Sie waren von leichter, lockerer Asche oder aschiger Erde bedeckt, welche den ganzen Inhalt der Lade überzog. Offenbar war diese von dem über dem Giebel angezündeten Feuer herrührende und mit Erde vermischte Asche aus der über dem Holzdache wahrgenommenen Aschenschicht in das Innere des Holzbaues

eingedrungen, nachdem das Dach unter der Wucht der über ihm aufgehäuften Stein- und Erdlast teilweise eingedrückt worden war.

In der Gegend, wo nach Ausweis der Rückenwirbellage die Brust des Toten gelegen haben mußte, und zwar unmittelbar vor derselben, fand ich nun dicht beisammen und schnell nacheinander mehrere von Aschenflocken und feiner, aschiger Erde überdeckte Gegenstände. Es waren folgende:

1. ein Hammer aus gelbbraunlichem, stellenweise dunkel gefärbtem Diorit von 12 cm Länge, 4 cm Dicke und — über das kreisrunde, vorzüglich gleichmäßig gebohrte Loch gemessen — 6,3 cm Breite. Alle Seiten sind glatt geschliffen. Der Nacken erweckt beim ersten Anblick den Anschein kreisförmiger Abrundung, ist aber doch fast 2 cm weit gerade abgeplattet. Die Schneide ist nur wenig gekrümmt; sie verläuft mit der Lochachse parallel. Der Querschnitt ist durchaus rechteckig. Das fast genau in der Mitte befindliche Loch hat einen Durchmesser von 3 cm. Das Gewicht des Hammers beträgt etwas über 500 gr.<sup>1)</sup> Diesen Hammer, der die Gestalt der Steinäxte hat, wie sie aus megalithischen Gräbern gehoben sind, hat sich der Geschenkgeber, Herr v. Krosigk, zum Andenken zurückbehalten.

2. ein stark von Grünspan zerfressenes Flachbeil aus Bronze,<sup>2)</sup> welches anscheinend keine oder nur ganz niedrige Randleisten gehabt hat, mit langem, oben abgerundetem Schaft und kreisbogenförmiger Schneide. Die Gesamtlänge beträgt 15,5 cm, die Breite des Schaftes durchschnittlich 2, die der Schneide 5,25 cm; die Dicke geht an den stärksten Stellen über 1 cm nicht erheblich hinaus. Das Beil war von dem Roste so stark zerfressen, daß sich bei seiner Aufnahme Wolken von Grünspan lösten, eine Erscheinung, die ganz in derselben Weise auch bei den anderen Fundstücken aus demselben Metall hervortrat. Infolge dieser Auflösung war die die Sachen flach bedeckende aschige Erde stark mit solchem blaugrünen Pulver, doch auch mit kleinen, zum Teil noch die Größe von Erbsen oder kleinen Bohnen erreichenden blaugrünen, mürben Metallresten durchmengt, die zum Teil von gänzlich zerfallenen bronzenen oder auch kupfernen Nadeln oder Perlen herrühren mögen. Eigentümlich berührte die Wahrnehmung, daß der Beilkörper an mehreren Stellen derart aufgesprungen oder zerrissen ist, daß man denken könnte, er wäre aus dünnen Platten zusammengeschmiedet worden. Namentlich scheinen sich die Schmalseiten wie

<sup>1)</sup> Dieser Hammer ist auf Tafel II, Fig. 7 abgebildet.

<sup>2)</sup> Tafel II, Fig. 8.

Platten von dem Hauptkörper loslösen zu wollen. Dieselbe Eigentümlichkeit ließ sich auch an dem demnächst zu beschreibenden Gegenstände wahrnehmen. Dieser war

3. ein flacher, dreieckiger, durch die Oxydation ebenfalls blaugrün gefärbter Gegenstand aus Bronze von 8,4 cm Länge, 5 cm größter Breite und 1,5 cm größter Dicke. Nach dieser Gestalt kann man in diesem Gegenstände wohl nur einen kleinen dreieckigen Dolch<sup>1)</sup> ältester Form ohne Griffzunge erblicken. Die vorauszusetzenden Nietlöcher an der Griffseite waren nicht zu entdecken, sind aber wohl nur durch das Oxyd überwuchert. Das war um so eher möglich, als nach S. Müller die Nieten der älteren Bronzezeit keinen Kopf haben, sondern einem an beiden Enden anschwellenden Pflock gleichen.<sup>2)</sup> Auffällig ist auch hier, daß das Metall an der einen Schmalseite gleichsam aufgeplatzt ist, als hätten sich zwei aufeinander gelegte oder zusammengelegte Blätter von gleicher Gestalt infolge äußerer Einflüsse an dieser Stelle unter ösenförmiger Ausbauchung voneinander getrennt. Bestand aber der vermeintliche Dolch nur aus einem Metallblatt, so müßte man an zwei gleich große, genau aufeinander gelegte und nachträglich zusammengeroastete Dolche denken, was aber schon aus dem Grunde unwahrscheinlich ist, weil sich die Seiten beider zu genau decken.

4. ein vierkantiger Gegenstand aus Bronze<sup>3)</sup> mit geradem, aber beschädigtem Nacken, abgerundeter Schneide und stark vom Roste gleichsam abgefressenen Kanten, auch derselben blaugrünen Färbung, wie die beiden vorherbeschriebenen Geräte. Länge 15, Breite 1,5–2,5, Dicke 1 cm. Ob dieser Gegenstand etwa als Bohrer angesprochen werden kann, ist mir zweifelhaft, denn der Querschnitt bildet ein Rechteck, und das Gerät verjüngt sich nach der Schneide zu. Erwähnt mag noch werden, daß eine eingetiefte Linie, die man als Zierlinie ansehen kann, die Ränder der Breitseiten begleitet.

Das Wahrscheinlichste ist mir aber nach wiederholter Betrachtung, daß auch dieser Gegenstand ein Dolch ist, da er sich nach der Spitze zu verjüngt und die beiden Schneideteile nur abgebrochen oder hinweggerostet zu sein scheinen. Dazu kommt, daß am oberen, breiteren Ende oberhalb des der Probe halber eingebohrten Loches eine Krümmung sichtbar wird, welche der Rest einer halbkreisförmigen Grifffassung zu sein scheint.

<sup>1)</sup> Tafel II, No. 10.

<sup>2)</sup> Die nordische Bronzezeit usw. Aus dem Dänischen von J. Mestorf. Jena, Costenoble, 1878, S. 9.

<sup>3)</sup> Tafel II, Fig. 9.

Alle diese Gegenstände lagen dicht nebeneinander, vor der Brust oder der Gürtelgegend, in deren nächster Nähe. Um aber nichts, was von Bedeutung sein könnte, unerwähnt zu lassen, will ich doch noch bemerken, daß es, obwohl die Lade selbst in keiner Weise vom Feuer beschädigt ist, den Anschein hatte, als ob alle drei Bronzen, weil sie stellenweise auseinander blättern und diese abgeblätterten Stellen wie totgebrannt aussehen, im Feuer gelegen hätten, ehe sie in die Lade gelegt worden sind. Doch dies ist nach dem Urteil des Herrn Kupferschmiedemeisters Zschiesche in Eisleben, den ich darum befragte, nicht der Fall. Er erklärte, daß hier einfach ein Ergebnis der Zersetzung vorliege. Natürlich erschien es mir wichtig, festzustellen, aus welchem Metall, ob aus Kupfer oder aus Bronze, die Sachen angefertigt waren. An Ort und Stelle ließ sich das nicht feststellen, sondern erst nachträglich durch chemische Analyse. Um die Antwort auf diese Frage sofort zu geben, teile ich hier vorgreifend das Ergebnis der zu diesem Zwecke angestellten Untersuchung mit. Schon in den nächsten Tagen übergab ich dem gewerkschaftlichen Hütteninspektor Herrn H. Koch in Eisleben zunächst eine Probe des in blaugrünes Pulver verwandelten Metalls mit der Bitte, es auf seine Bestandteile untersuchen zu lassen. Herr Koch kam auch meiner Bitte in liebenswürdiger Bereitwilligkeit nach, übergab die Probe Herrn Probierer Boge zur Untersuchung und teilte mir am 13. März 1907 das Ergebnis in folgendem Wortlaute mit:

„Der grüne Beschlag enthält 22% Kupfer (= 40% CuO) und ca. 10% phosphorsauren Kalk.<sup>1)</sup> Qualitativ nachzuweisen: Schwefelsäure, Chlor, wenig Kieselsäure. Kohlensäure fehlt. Das grüne Salz ist also kein Karbonat, wie ursprünglich vermutet wurde, sondern ein Gemenge von Phosphaten, basischen Sulphaten und Chloriden des Kupfers. Zinn ist nicht vorhanden.“

Da Herr Koch sich erbot, nun auch den festen Metallkern selbst auf seinen Zinngehalt zu prüfen, so machte ich von diesem gütigen Anerbieten im Interesse klarer Erkenntnis um so unbedenklicher Gebrauch, als etwa vorhanden gewesene Zierlinien oder feinere Eigentümlichkeiten infolge der völligen Auflösung bzw. Verdeckung der Oberschicht ohnehin verschwunden waren. Der Bericht des Herrn Koch über diese weitere Untersuchung lautete wie folgt:

---

<sup>1)</sup> Das Vorhandensein des phosphorsauren Kalkes dürfte sich wohl aus der Zersetzung des nahe dabei gelegenen Leichnams erklären.

„Bei dem dolchförmigen Körper<sup>1)</sup> kommt nach Abtragung der einige mm starken grünen Oxydationskruste ein fester Kern mit Metallglanz und messinggelber Farbe zum Vorschein. Die mittels Bohrer aus dieser rein metallischen Substanz gezogene Probe enthält:

86,61% Kupfer

12,53% Zinn.

Eine ähnliche Zusammensetzung zeigt der erhaltene metallische Kern des Flachbeils, nämlich:

87,98% Kupfer

11,69% Zinn.

Die grüne Inkrustation dieser Bronzegegenstände ist kein Karbonat (also nicht Patina und nicht Grünspan), sondern, wie das früher untersuchte grüne Pulver (vgl. den Bericht vom 13. März cr.) im wesentlichen ein Phosphat des Kupfers von ähnlicher Zusammensetzung, wie das bekannte Mineral, Phosphorchalcit oder Pseudomalachit.

Sehr im Gegensatze zu dem früheren Untersuchungsergebnisse findet sich aber hier beim Kupfer auch Zinn, und zwar fast in dem nämlichen Verhältnis, wie in der unterliegenden Bronze. Die quantitative Untersuchung der Kruste ergibt:

48,6% Kupfer

ca. 7,0% Zinn.

Qualitativ: Sehr starke Reaktionen auf Phosphorsäure; wenig Schwefelsäure und Chlor, Wasser.

Die früher untersuchte Masse war aber auch nicht direkt von dem Metall losgelöst worden, wie bei der neuerlichen Analyse, wo Kern und Kruste untrennbar zusammengehören. Das grüne Pulver wurde seinerzeit auf der Aschenunterlage gesammelt, so daß sein Ursprungsort zweifelhaft war. Es kann von der Oxydation reiner Kupfergegenstände herrühren, wie bei dem gänzlichen Mangel an Zinn wohl zu vermuten ist.<sup>2)</sup>

Von großem Interesse ist der Umstand, daß in allen diesen grün gefärbten Oxydationsprodukten die sonst überall vorhandene Kohlensäure vollständig fehlt, eine überraschende Tatsache, da man meist geneigt ist, diese Verwitterungskrusten ohne weitere chemische Prüfung als basisch kohlensaures Kohlenoxyd anzusprechen, während sie in

<sup>1)</sup> Es ist Fig. 9 auf Tafel II gemeint.

<sup>2)</sup> Schon oben ist die Möglichkeit von mir angedeutet worden, daß die in ziemlich großer Zahl vorgefundenen blaugrünen, zum Teil noch erbsen- oder bohnen großen, aber zum sofortigen Zerfall geneigten Brocken Kupferperlen gewesen sind.

Wahrheit Verbindungen des Kupferoxyds mit Phosphorsäure sind, welche letztere aus dem Verwesungsprozesse herrührt.“

Dieses Ergebnis steht in Widerspruch mit der Altersbestimmung anderer Fundstücke aus diesem Grabe, die zu der Behauptung nötigen, daß sie der allerersten Periode der Bronzezeit angehören, während Montelius (S. 121) — und im allgemeinen wohl mit Recht — der Ansicht ist, daß Bronzefunde mit 10% Zinn — und der Helmsdorfer hat sogar noch mehr Zinn — nicht älter sein könnten als die allerletzte Zeit der ersten Periode des Bronzealters. Wäre dies ein allgemein gültiges Gesetz und wären jene anderen Funde nicht vorhanden, so könnte man die Anlage des Grabhügels erst in die Zeit um 1500 v. Chr. setzen. Jedoch der Widerspruch wird sich lösen lassen.

Die wertvollste Mitgift des Toten waren folgende Sachen aus bestem Feingold,<sup>1)</sup> welche auf der Brust des Toten oder vor derselben ihren Platz gehabt haben müssen, da sie auf einem Raume von kaum mehr als einer Spanne Durchmesser dicht beieinander lagen. Es waren folgende:

5. ein massiver goldener Armring<sup>2)</sup> von 7,6 cm Längen- und 6,3 cm Breitendurchmesser der Krümmung. Die Stärke bewegt sich zwischen 8 und 6 mm; das Gewicht beträgt 128,3 Gramm. (Herr Goldarbeiter Alfred Wiese in Eisleben hat die Güte gehabt, das Gewicht der goldenen Fundstücke festzustellen.) Der Ring ist völlig glatt, frei von jeder Verzierung und nicht geschlossen. Die verjüngten, mit kleiner, etwas wulstiger Platte abschließenden Enden (von manchen als „Stempelenden“ bezeichnet) sind aber nur 3 mm voneinander entfernt.<sup>3)</sup> Besondere Beachtung verdient der Umstand, daß sich auf der Oberfläche des hellblitzenden Ringes hier und da braunrötliche Flecken zeigen, welche wie ein durchsichtiger, nur schwach wahr-

<sup>1)</sup> Sie sind sämtlich auf Tafel VI abgebildet.

<sup>2)</sup> Tafel VI, Fig. 1.

<sup>3)</sup> Dieser Ring gleicht durchaus dem von mir in den Mansf. Blättern XV, S. 246, beschriebenen und auf Tafel II abgebildeten glatten, massiven Armringe aus zinnlosem Kupfer (98,45%) aus einer Bestattung der ältesten Bronzezeit in der Flur Unterrißdorf bei Eisleben. Diesem Armringe waren noch drei Ösenhalsringe, ferner zwei „cyprische“ Schleifennadeln und eine Scheibennadel aus reinem oder nur wenig gemischtem Kupfer beigegeben. Genau so, nur mit etwas weiterem Abstand der gestauchten Enden, ist auch der Bronzering aus dem der älteren Bronzezeit angehörigen Depotfunde von Dieskau geformt, welchen Förtsch in der Jahresschrift für Vorgesch. IV, Tafel II, Fig. 3, abgebildet hat. Kossinna (a. a. O. S. 189) sieht in dieser Ringform einen bis nach Ostthüringen vorgedrungenen ostdeutschen Typus.

nehmbarer Schleier den blitzenden Untergrund bedecken. Über die Ursache dieser Erscheinung soll weiterhin etwas bemerkt werden.

6. und 7. zwei massive goldene Hängespiralen<sup>1)</sup> aus starkem, birnenförmig gebogenem, an den Enden stark verdicktem, angelhakenförmig gekrümmtem und zugespitztem Golddraht, die eine 10,1, die andere 10 gr. schwer, die ich wegen ihrer völlig gleichen Bildung beim ersten Anblick für Ohringe zu halten geneigt war. Da aber der Draht selbst an der dünnsten Stelle noch über 2 mm, an den stärksten Stellen aber 5 mm stark ist, und da die beiden Gegenstände nicht in der Nähe des Kopfes lagen, überdies auch die Reste des Skeletts auf einen männlichen Insassen deuteten, so kam ich alsbald auf den Gedanken, es könnten Anhänger sein, die zusammen mit Kupfer- oder Bronzeperlen und anderen Schmuckstücken, auf eine Schnur gereiht, als Brustschmuck getragen sein könnten. Von einer anderen Deutung ihres Zweckes wird später noch die Rede sein.

8. ein 1,9 cm langes und 5—6 mm hohes Spiralröllchen aus feinem, nur etwa 1 mm starkem Golddraht mit 14 Windungen. Das Gewicht beträgt 2,7 gr.<sup>2)</sup>

Nach P. Reinecke<sup>3)</sup> sind solche Bronzedrahtrollen als Trennungsglieder (von Perlen oder sonstigen auf eine Schnur aufgereihten Schmuckstücken) verwendet worden; nach Sophus Müller<sup>4)</sup> aber bediente man sich der Golddrahtspiralen in der älteren Bronzezeit als Zahlungsmittels. Er nimmt an, daß sie aus Ungarn und Siebenbürgen stammen und einen Handelsverkehr des Nordens mit diesen Ländern bekunden.

Andere Anhänger aus vergänglicherem Stoff, namentlich Perlen aus Kupfer oder Bronze, scheinen, wie ich schon andeutete, auch vorhanden gewesen zu sein. Da die schon beschriebenen, viel massigeren Waffen und Geräte aus Bronze einen hohen Grad der Auflösung erreicht haben, so kann es nicht befremden, wenn sich Perlen, Nadeln oder andere kleine Schmuckstücke aus derselben Legierung in Pulver oder formlose Reste verwandelt haben. Nur das lautere Gold hat sich unversehrt in blitzendem Glanze erhalten.

Von besonderer Wichtigkeit sind zwei von mir bei den eben beschriebenen Goldsachen gefundene Säbelnadeln, die sich voneinander

<sup>1)</sup> Siehe Tafel VI, Fig. 4 und 5.

<sup>2)</sup> Tafel VI, Fig. 6.

<sup>3)</sup> Altbayerische Monatsschrift, Jahrg. 5, S. 116 a.

<sup>4)</sup> S. Müller, Nordische Altertumskunde. Straßburg, 1896. I, S. 225. Abb. 118.

wesentlich unterscheiden, obwohl sie den Stoff und die säbelförmig gekrümmte Spitze miteinander gemein haben. Ich beginne unter Fortführung der bisherigen Zahlenreihe mit der Beschreibung der größeren.

9. Eine 9,6 cm lange, an dem achtflächigen Halse 4 mm starke, unten aber (also an der Spitze) runde Säbelnadel aus Gold<sup>1)</sup> mit einem aus drei sich überkragenden Scheiben bestehenden Kopfe. Auf der obersten dieser Scheiben ist eine 5 mm hohe Öse von der Form eines Paralleltrapezes eingietet. Zwischen der wagerechten Firstlinie dieser Öse und dem ebenfalls ein Paralleltrapez bildenden Loche zieht sich eine mäßig eingetiefte parallele Linie als Verzierung hin. Der 2,3 cm lange, achtflächige Hals ist mit sorgfältig eingepunzten Tannenwedel- oder Fischgrätenlinien verziert, welche sich in tadelloser Unversehrtheit erhalten haben. Eine feine, alle acht Flächen an ihrem unteren Ende begrenzende, wagerechte Linie, längs welcher, der Zahl dieser Flächen entsprechend, acht kleine, dicht angeschlossene Dreiecke mit nach unten gekehrter Spitze eingestanz sind, scheidet den vielkantigen Hals von dem als Rundstab verlaufenden und ziemlich stark gekrümmten Unterteil. Der aus drei glatten Scheiben zusammengesetzte Kopf hat auf der obersten, deren Rand ebenfalls durch eine Fischgrätenstrichelung verziert ist, einen Durchmesser von 7 mm. Das Gewicht der Nadel beträgt 17 gr.

Nach dieser Beschreibung werden Kenner sofort wissen, daß diese Nadel dem sogenannten Aunjetitzer Typus angehört und den beiden im großen Leubinger Hügel bei Sömmerda gefundenen goldenen Säbelnadeln mit Öse fast vollständig gleicht.<sup>2)</sup> Nur wird bei jenen die Öse einfach durch einen runden, halbkreisförmigen Stab gebildet, während sie an der Helmsdorfer Nadel eckig ist. Auch fehlt die das Fischgrätenmuster unten abschließende, wagerechte Linie als Basis der mit dem Scheitel nach unten weisenden Dreiecke. Dieses Dreiecks- oder Winkelornament kommt übrigens nicht nur auf den Leubinger Goldnadeln, sondern auch auf einem goldenen Armringe von Stokkerup auf Seeland<sup>3)</sup> vor, wie auch das Fischgrätenmuster auf der Mitte einer im Torfmoor Gallemose bei Lindbjerg unweit Randers in Jütland gefundenen Bronzeaxt mit niederer Randleiste eingepunzt ist.<sup>4)</sup> Doch

<sup>1)</sup> Tafel VI, Fig. 3.

<sup>2)</sup> Vgl. die Abbildung bei Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland etc., Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1900, S. 63, Fig. 178.

<sup>3)</sup> Montelius a. a. O. Fig. 204 auf S. 79.

<sup>4)</sup> Ebenda S. 52, Fig. 145.

auch auf den Breitseiten einer Bronzeaxt von Selchaustal auf Seeland kehren schraffierte Dreiecke zusammen mit dem Fischgrätenmuster wieder; desgleichen finden sich solche Dreiecke auf der Breitseite einer Bronzeaxt mit niedrigen Rändern aus Store Heddinge auf Seeland.<sup>1)</sup>

Dergleichen Säbelnadeln vom Aunjetitzer Typus sind bisher an folgenden Orten im östlichen Thüringen — und zwar fast ausschließlich aus Gräbern — gehoben worden:<sup>2)</sup>

- eine goldene aus der Gegend von Magdeburg;
- eine bronzene aus der Flur Hergisdorf im Mansfelder Gebirgs-  
kreise;
- eine goldene aus dem großen Galgenhügel bei Helmsdorf;
- eine bronzene aus Klein-Corbetha bei Merseburg;
- eine bronzene aus Spergau im Kreise Merseburg;
- zwei bronzene aus der Flur Tröbsdorf a. d. Unstrut im Kreise  
Querfurt (Steinkisten-Gräber am Cortale und in der Lehmgrube);
- eine bronzene aus der Weichau bei Naumburg a. d. S.;
- eine bronzene aus der Flur Thierschneck bei Camburg a. d. Saale;
- eine bronzene aus dem Bebraer Forst bei Sondershausen;
- zwei goldene aus dem Leubinger Hügel bei Leubingen im Kreise  
Eckartsberga.

Vier von diesen zwölf Nadeln (Hergisdorf, Tröbsdorf a und b, Helmsdorf) sind von mir ausgegraben bzw. durch mich bekanntgegeben worden. Von weiteren fünf Aunjetitzer Nadeln, die unweit von Weimar bei Mellingen gefunden wurden und erst während des Druckes dieser Abhandlung zu meiner Kenntnis gelangt sind, wird später bei Erwähnung mehrerer bisher unbekanntenen Goldfunde die Rede sein. Achtet man auf die Lage dieser Fundorte, so ergibt sich, daß das Verbreitungsgebiet der Aunjetitzer Nadeln in Thüringen, soviel bis jetzt zu ersehen, ein ziemlich eng beschränktes ist. Es liegt (von Ost nach West bestimmt) zwischen der Saale und dem Meridian von Sondershausen, von Nord nach Süd aber zwischen Magdeburg a. d. Elbe und Leubingen unfern der mittleren Unstrut. Alle Forscher stimmen darin überein, daß diese Nadeln der ältesten Bronzezeit angehören. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Metallnadeln dieser Form offenbar Nachbildungen der ebenso geformten Nadeln aus Bein

<sup>1)</sup> Montelius, Fig. 153 auf S. 54.

<sup>2)</sup> Ebenda S. 98, Anm. 2 und Fig. 178 u. 184. Kossinna, Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet. Berlin, Gebr. Unger, 1902, S. 201 u. 202.

sind, welche nur in dänischen Ganggräbern vorkommen und keineswegs schon dem Ende des Steinalters, sondern einer ihm vorangehenden Periode angehören.<sup>1)</sup>

Was nun die Verwendung der Nadeln von der vorher beschriebenen Form anbelangt, so hielt Klopffleisch sie für Haarnadeln. Ich dagegen bin geneigt, die im Helmsdorfer Fürstengrabe gefundene für eine Gewandnadel zu halten, weil sie in der Gegend lag, wo die Brust oder Schulter des Toten gelegen haben muß.

10. Die zweite dem Toten mitgegebene Säbelnadel<sup>2)</sup> von 8,5 cm Länge und 3 mm größter Dicke ist weniger stark gekrümmt als die vorige. Auch sie hat eine Öse, aber eine ganz einfache, ähnlich derjenigen der Nadeln mit gerolltem Kopfe. Ihre Eigentümlichkeit besteht in zwei unmittelbar unter der Öse an den Nadelschaft angesetzten, mit diesem zusammen eine Kreuzform bildenden Flügeln von je 6 mm Länge und 4 mm Breite, welche an ihren Enden abgerundet und auf der einen Seite flach gewölbt, auf der anderen aber eben sind. Diese beiden Kreuzquerbalken haben zusammen mit dem zwischen ihnen befindlichen Nadelschafte eine Länge von 1,6 cm. Das Gewicht dieser Nadel beträgt 8,8 gr. Eine Nadel von gleicher Bildung scheint bisher nicht gefunden worden zu sein.

Doch hat Reinecke auf einige „in der Paar“ bei Stätzling an der Ach, einem rechten Nebenflusse des Lech (Bez.-Amt Friedeberg), gefundene Nadeln aufmerksam gemacht,<sup>3)</sup> von denen eine außer einem gerollten Kopfe auch noch zwei abgerundete Fortsätze unterhalb der Rolle an beiden Seiten des Schaftes hat, so daß man sie ebenfalls als eine Kreuznadel bezeichnen kann. Wenn ferner K. Lüdemann<sup>4)</sup> in den der Latènezeit angehörigen Urnenfeldern von Kricheldorf im Kreise Salzwedel „zwei große, gekrümmte Bronzenadeln mit großem, kreuzförmigem Zierstück am Kopfende“ gefunden hat, die Höfer (Jahresschrift f. Vorgesch. III, S. 140) mit Recht in dieser Umgebung merkwürdig findet, so wird man wohl annehmen dürfen, daß sie nur zufällig sich in dieser Umgebung befinden, daß sie also von einer Bestattung der frühesten Bronzezeit herrühren werden. Außerdem

<sup>1)</sup> Montelius, S. 116 u. 119.

<sup>2)</sup> Tafel VI, Fig. 2.

<sup>3)</sup> Reinecke, Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas. (Mitteilungen der anthropolog. Gesellschaft in Wien, XXXII. Bd., S. 114, mit Abbild. No. 85 auf S. 115.)

<sup>4)</sup> Lüdemann, Archiv für Anthropologie, N. F. Band I, Heft 4. Braunschweig 1904. S. 236 ff.

berichtet auch Beltz<sup>1)</sup> von einer Bandfibel mit Kreuzbalkennadel, die er als eine mecklenburgische Eigentümlichkeit ansieht.

Diese zweite Nadel war mir sofort auffällig wegen ihrer bräunlichen, fast kupferfarbigen Haut, deren dunkler Ton namentlich an und unter dem Kopfe und besonders auf den Kreuzarmen hervortritt, während das spitze Ende offenbaren Goldglanz hat. Trotz ihrer kupferähnlichen Färbung konnte aber kaum an eine Kupferlegierung oder an Kupfer gedacht werden, weil in diesem Fall, wie bei den übrigen Bronzesachen, sich Kupferoxyd hätte zeigen müssen. Ich ließ, um völlig sicher zu gehen, beide Nadeln von dem bereits erwähnten Herrn Wiese untersuchen, und da stellte sich bald heraus, daß trotz der etwas abweichenden Farbe der Proben die kleinere Nadel ebenfalls von Gold war. Als ich dann mit Herrn Bergdirektor Geipel über diese auffallende Erscheinung und deren mögliche Ursache sprach, erklärte er, die abweichende Färbung werde durch elektrolytische Einflüsse der in der Nähe gelegenen kupfernen oder kupferhaltigen Beigaben herbeigeführt sein. Auf diese Weise würde sich wohl auch der braunrötliche, stellenweise schwach wahrnehmbare Anhauch auf dem massiv goldenen Armringe erklären lassen.

Nun ist gerade die erste Periode der ältesten Bronzezeit diejenige, in welcher Goldfunde in Norddeutschland nicht allzu selten sind, in Dänemark dagegen und noch mehr in Schweden nach Montelius (S. 71) aus dieser Zeit sehr selten. Aus Norwegen ist bis jetzt gar keiner bekannt geworden. Aus der ersten Periode kennt man nur drei in Seeland und Fünen gefundene Goldgeschmeide, nämlich ein geripptes goldenes Armband von Stokkerup auf Seeland,<sup>2)</sup> einen diademartigen Halsschmuck von Goldblech von Grevinge auf Seeland<sup>3)</sup> und einen anderen dergleichen von Skovshöierup auf Fünen.<sup>4)</sup>

Die größten Goldfunde der ersten Periode der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland sind bei Merseburg und Leubingen gemacht worden. Nordöstlich von Merseburg fand man nämlich im Jahre 1874 beim Drainieren folgende Goldsachen:<sup>5)</sup> 1. eine massive Axt mit halbkreisförmiger Schneide, ganz niedrigen Seitenrändern und Aus-

<sup>1)</sup> Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte XLVII, S. 85. Schwerin, 1902.

<sup>2)</sup> Montelius, S. 79, Fig. 204.

<sup>3)</sup> Ebenda S. 79, Fig. 202.

<sup>4)</sup> Ebenda Fig. 203.

<sup>5)</sup> Ebenda S. 70.

schnitt am Bahnende; 2. zwei massive Armbänder, die an der Außenseite mit sehr stark hervortretenden Längsrippen versehen waren; 3. einen massiven Armring, ganz gleich dem im Leubinger Hügelgrabe gefundenen, im Gesamtgewicht von 605 gr, und endlich noch 4. einen 30,9 gr schweren, nicht ganz geschlossenen, aus einem runden, glatten Stabe gebildeten und mit ösenartigen Enden versehenen Reif aus Elektron, d. h. aus einem etwas goldhaltigen Silber.<sup>1)</sup> Aus dem Leubinger Hügel dagegen wurden folgende Goldsachen zutage gefördert: 1. ein massiver, offener, an der Innenseite glatter Armring mit drei quergefurchten und zwei glatten Längsrippen und verdickten Enden, ganz gleich dem bei Merseburg gefundenen Armringe; 2. zwei Säbelnadeln (Aunjetitzer Typus); 3. zwei kleine Spiralringe mit „Noppe“ und 4. eine kleine Spirale aus einfachem Draht.<sup>2)</sup> Auch bei Goseck unweit der Saale wurde auf dem Kuhtanze (Montelius S. 62 hat diesen Namen in Kuhdamm entstellt) ein kleiner Spiralring aus doppeltem Golddraht mit Noppen gefunden, dessen Enden zugespitzt waren.<sup>3)</sup> Eine ähnliche goldene Spirale von ebendort hat auch Förtsch besprochen und abgebildet.<sup>4)</sup> Ferner erwähnt Kossinna noch eine von Montelius (S. 77 Anm. 6) angeführte goldene Aunjetitzer Ösennadel aus der Umgegend von Magdeburg,<sup>5)</sup> welche sich als No. II, 5937 im Berliner Museum für Völkerkunde befindet.

Außer den bereits beschriebenen Goldfunden in der Nähe der unteren und mittleren Saale sind inzwischen noch folgende zu meiner Kenntnis gekommen.

Erstens ein goldener Armreif, gefunden bei Schneidlingen, dessen Fundumstände mir aber unbekannt sind. Über diese und den Ring selbst wird aber bald Näheres bekannt werden, da Herr Dr. H. Hahne eine Publikation darüber vorbereitet. Nur so viel sei nach Ausweis einer im Provinzialmuseum zu Halle befindlichen Photographie bemerkt, daß der innere Längendurchmesser etwa 8 cm, der innere Breitendurchmesser 5 cm und das Gewicht gegen 200 gr

<sup>1)</sup> Olshausen, Verhandlungen der Berliner Anthropolog. Gesellsch. 1886, S. 470. — A. Götze im Globus Bd. 71 No. 14. Die Sachen befinden sich im Museum für Völkerkunde in Berlin und sind abgebildet bei Montelius, S. 42, Fig. 105—108.

<sup>2)</sup> Abgebildet bei Montelius, Fig. 178 u. 179 auf S. 63.

<sup>3)</sup> Olshausen a. a. O. 1890, S. 282.

<sup>4)</sup> Förtsch, Bronzezeitliche Gräber von Goseck (in der Jahreschrift f. Vorgesch. der sächs.-thür. Länder I, S. 67 und Tafel VIII, Fig. 6).

<sup>5)</sup> Kossinna a. a. O. 1902, S. 201.

beträgt. Er ist kunstvoll verziert und übertrifft in dieser Hinsicht nicht nur den ganz einfach gehaltenen Helmsdorfer Goldreif, sondern auch die Goldreife von Leubingen und Merseburg ganz erheblich. Die stempelartigen Enden gleichen in auffallender Weise den Köpfen der Aunjetitzer Säbelnadeln von Leubingen und Helmsdorf. Damit ist wohl auch die Zeit, welcher der Fund angehört, bestimmt.

Ferner ist nach gütiger Mitteilung des Herrn Kustos Möller in Weimar in dem großen Nienstedter Hügel bei Sangerhausen, den Professor Dr. Klopffleisch vor etwa 20 Jahren ausgegraben hat, über den aber bisher nichts Näheres bekannt geworden ist, nachträglich doch ein Goldfund gemacht worden, wie ja nach der ganzen Anlage des dortigen Grabbaues zu vermuten war, der zugleich den Beweis liefert, daß die dortige Ausgrabung, offenbar in Ermangelung zureichender Hilfskräfte, keine sorgfältige gewesen ist. Ein alter Lehrer aus einem dem Nienstedter „Riesenhügel“ nahegelegenen Orte hat nämlich bei Durchsuchung der Grabstelle daselbst einen goldenen Spiralring von 5—6 Windungen und etwa 20 mm äußerem Durchmesser gefunden, der den Augen Klopffleischs entgangen war. Vermutlich sind auch noch andere Schmucksachen aus Gold in die Hände eines der in Menge herbeigeeilten Zuschauer oder eines Zwielfichtspürers geraten, über deren Verbleib nichts bekannt geworden ist.

Ein dritter, bisher ebenfalls noch nicht veröffentlichter Goldfund ist nach Mitteilung desselben Gewährsmannes in der Flur von Mellingen a. d. Ilm (südlich von Weimar) gemacht worden, den Herr Möller später genauer beschreiben wird, über den ich aber schon jetzt mit gütiger Erlaubnis des Herrn Möller folgendes mitzuteilen in der Lage bin.

Im Jahre 1906 wurden in der Flur Mellingen mehrere Flachgräber mit Steinpackungen aufgedeckt. Die Leichen lagen auf dem den Untergrund bildenden Kies und waren von einem regellosen Steinhaufen überdeckt. Herr Möller hat in dem städtischen naturhistorischen Museum in Weimar die Ausbeute von dreien dieser Gräber geborgen, die alle derselben Kulturperiode angehören.

Das erste Grab enthielt eine Nadel des Aunjetitzer Typus aus einer hellaussehenden, elektronähnlichen Legierung mit runder, bandförmiger Öse und einen verloren gegangenen Gegenstand aus Bronze von 12—13 cm Länge, den die Finder wegen seiner Dünne für eine Messer- oder Dolchklinge hielten; sie war so stark zersetzt, daß sie ihnen unter den Händen zerfiel.

In dem zweiten Grabe wurde eine noch gut erhaltene Dolchklinge von 13,8 cm Länge, 3,6 cm Breite und nur 6 mm Dicke gefunden. Sie zeigt einen flach erhöhten Mittelgrat und einen anscheinend vieleckigen, ursprünglich aber wohl halbkreisförmigen Griffteil, in welchem noch drei Bronzeniete sitzen. Daneben lagen zwei große Aunjetitzer Nadeln mit bandförmiger, aber nach außen abgerundeter Öse, 5 mm stark und 4,25 mm breit. Die oberste Kopfscheibe hat einen Durchmesser von 13 mm. Die Länge beträgt 13,7, die Stärke 0,5 cm. Abweichend von der sonst bei diesen Nadeln beobachteten Form verlaufen beide Nadeln völlig gerade, so daß man sie beim ersten Anblick für starke Drahtstifte halten könnte. Im Innern des noch ziemlich gut erhaltenen Schädels fand Herr Möller beim Reinigen desselben einen goldenen (vermutlich durch einen Nager dahin verschleppten) Noppenring, dessen Windungen an dem einen Ende die bekannte Schlinge bilden, am anderen aber spitz auslaufen. Der äußere Durchmesser hat 19 mm Länge, das Gewicht beträgt 5 Gramm. Der Schädel zeigt auffallend starke Augenbrauenwulste und eine merkwürdig hoch angesetzte, fast wagrecht von der Vertikallinie abstehende Nasenwurzel.

In dem dritten Grabe wurden zwei stark gekrümmte Aunjetitzer Säbelnadeln aus Bronze gefunden. Die Öse der einen ist rund, aber (anscheinend infolge eines Druckes) verschoben; die der andern läuft spitz zu, doch ist der Ausschnitt halbkreisförmig. Beide Nadeln sind 3,5 mm stark; die Länge der einen beträgt 9,1, die der anderen 9,6 cm. Zwei weitere Gräber hatten keine Beigaben, auch keine Scherben. Durchweg lagen in allen diesen Gräbern unter den Steinpackungen Hockerskelette. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß die beiden Nadeln unterhalb des Kopfes auf ihrem oberen runden, nicht kantigen Teile sieben Strichreihen im Fischgrätenmuster haben.

Ferner ist noch zu bemerken, daß auch in der Gegend von Eisenberg (südlich von Naumburg und östlich der Saale) ein Ring aus dünnem Golddraht mit mehrfachen Windungen gefunden worden ist.

Endlich mag auch noch erwähnt werden, daß nach einem Berichte vom Jahre 1766 (im Zerbster Haus- und Staatsarchive) in einem offenbar megalithischen Grabe bei Groß-Lübs nordwestlich von Zerbst auch zwei Stücke Golddraht gefunden worden sind, auf welche Wäschke und Höfer, ersterer in der Wochenschrift „Unser Anhaltland“ Jahrg. 1901, No. 35, letzterer in der Jahresschr. für Vorgesch. I, S. 250 (Jahrg. 1902), aufmerksam gemacht haben.

Aus dieser Zusammenstellung erhellt, daß der Helmsdorfer Goldfund mit den hier aufgezählten Goldsachen in dieselbe Zeit gehört und an Wert und Bedeutung einer der hervorragenden ist.

Ich komme nun, nachdem der erhaltene Inhalt der Totenlade beschrieben worden ist, auf das in der Grabkammer untergebrachte Grabgefäß zurück. Die Keramik der Zeit, welcher die beiden so nahe verwandten Hügel von Leubingen und Helmsdorf angehören, ist wenig bekannt; darum ist jedes Gefäß, welches nachweisbar dieser Periode angehört, vom höchsten Interesse für die archäologische Forschung. Deshalb habe ich eine mindestens vier Wochen fortgesetzte Bemühung nicht gescheut, um wenigstens über die Form des Helmsdorfer Grabgefäßes zur Klarheit zu gelangen.

Da im Helmsdorfer Hügel eine der beiden goldenen Nadeln, im Leubinger Hügel aber zwei die bekannte Aunjetitzer Form haben, so sollte man meinen, daß in diesen Hügeln ein oder mehrere Gefäße des Aunjetitzer Typus sich hätten zeigen müssen. Als typisches Grabgefäß desselben hat Kossinna in seiner vortrefflichen, mehrerwähnten Abhandlung<sup>1)</sup> einen gehenkelten Topf mit oft gerundetem Boden, scharfkantig angesetzter, einwärts geschweiffter Wandung, gerade ausladendem Rande und einem unmittelbar über der scharfen Bauchkante angesetzten Henkel nachgewiesen. Aber in keinem der beiden Hügel ist ein solches Gefäß vorgefunden worden. Nach Ausweis des Fundverzeichnisses des Leubinger Hügels, welches mir Herr Museumsdirektor Reuß in Halle gütigst übermittelt hat, fanden sich in diesem Grabe nur zwei Urnenscherben mit schnurartig aneinander gereihten Stichverzierungen, ferner andere Urnenscherben von nicht näher bestimmter Art und — als Hauptmitgift — ein großes, aber in viele Stücke zerbrochenes Gefäß. Über Form und Größe desselben weichen die Angaben erheblich voneinander ab. Klopfleisch, der die Ausgrabung des Hügels geleitet hat, gibt in seinem „kurzen Berichte über die erste Ausgrabung des Leubinger Grabhügels“<sup>2)</sup> die Höhe des Gefäßes auf 32 cm und seine Breite auf 52 cm an. Diese Angabe scheint aber nur auf unsicherer Schätzung zu beruhen, da ja das Gefäß nur in Scherben gehoben worden ist. Nach der Angabe des Museumsverzeichnisses (zu No. 2656. 29) aber war das Gefäß 39 cm hoch und nur 38 cm breit, eine sehr beträchtliche Abweichung. Man wird aber annehmen dürfen, daß die letztere Angabe, da sie sich doch

---

<sup>1)</sup> S. 197.

<sup>2)</sup> Neue Mitteilungen des thüringisch-sächsischen Vereins XIV, S. 554 u. 555.

wohl auf das durch den früheren Direktor des Museums Dr. Förtsch wieder zusammengesetzte Gefäß stützt, die richtige ist. Nach derselben Quelle hat letzteres schlauch- oder birnenförmige Gestalt und ist mit zwei allmählich in den Oberbauch übergehenden kleinen Ösen unterhalb des ziemlich scharf abgesetzten Halses versehen. Der Hals ist schwarz, sorgsam bis zum Spiegeln geglättet und vom Bauche durch zwei wagerecht eingetiefte Linien geschieden.<sup>1)</sup> Danach ist so viel gewiß, daß das Leubinger und das Helmsdorfer große Grabgefäß nicht nur voneinander, sondern auch von dem oben beschriebenen Aunjetitzer Typus abweichen, was ja auch ganz erklärlich ist, da sie als Mitgift eines Fürsten sich von der gemeinen Topfware wohl unterschieden haben werden. Sie waren jedenfalls ihrer Zeit Prachtgefäße und Kunstwerke ersten Ranges auf dem Gebiete der Töpferei. Nun ist es mir zwar trotz vielwöchentlicher Bemühungen nicht gelungen, das Helmsdorfer Grabgefäß vollständig wieder zusammenzubringen, da trotz aller angewandten Sorgfalt mehrere Scherben verloren gegangen sind und das Gefäß in mindestens 100 Stücke zerbrochen war, aber schließlich habe ich Gestalt und Größe doch bestimmen und eine Zeichnung von ihm, die auf zuverlässigen Messungen beruht, herstellen können.<sup>2)</sup> Nach diesen Ermittlungen hat das Gefäß Ähnlichkeit mit einer hochhalsigen, annähernd rautenförmigen, sehr in die Breite gehenden und im Verhältnis zur Breite niedrigen Amphora ohne Henkel. Die Höhe beträgt 42 cm; der Durchmesser der Halsöffnung mißt einschließlich der Wandung 21 cm, die lichte Halsweite 19 cm. Der 8,5 cm hohe Hals ist in der Mitte bis zu 17 cm eingezogen und durch eine niedrige, gratartige Erhebung von dem Bauche geschieden. Der auf dem Umbruche mächtig ausgewölbte Bauch trägt auf seiner oberen Hälfte drei kräftig hervortretende (aufgeklebte und dann durch Ausfugung mit dem Untergrunde innig verbundene) Reifen von 1 cm Höhe, die man wohl als eine Eigentümlichkeit des Aun-

<sup>1)</sup> Näheres über den Leubinger Hügel und somit auch über dieses Gefäß steht aus der Feder des Herrn Professor Höfer in Wernigerode zu erwarten, der es übernommen hat, die schon lange schmerzlich vermißte genaue Beschreibung dieses Hügelgrabes auf Grund der Klopffleischischen Notizen und der im Provinzialmuseum in Halle aufbewahrten Grabfunde zu geben. (Diese Beschreibung ist inzwischen erschienen.)

<sup>2)</sup> Herr Maler Schmucker in Eisleben hat dann die Güte gehabt, sowohl dieses Gefäß wie auch die im Scheitel des Hügels gefundene Fußschale nebst dem Henkeltopf von ebenda nach meinen Skizzen für diese Abhandlung zu zeichnen.

jetziger Typus ansehen kann, nur daß hier drei horizontale Leisten an die Stelle der sonst üblichen drei eingetieften Linien getreten sind. Der oberste Reif beginnt schon 2,5 cm unterhalb der Grenzlinie zwischen Hals und Bauch und hat einen Durchmesser von 28 cm; der 5 cm weiter unten aufgesetzte zweite hat 42 cm, der wieder 5 cm tiefer aufgesetzte dritte hat 52 cm Durchmesser. Seinen größten Durchmesser erreicht der Bauch bei dem unter dem dritten Reifen befindlichen, abgerundeten Umbruche mit 55 cm. Von diesem aus verläuft die unverzierte Wandung unter starker Verjüngung nach dem nur stückweise erhaltenen, fast 2 cm starken Boden, dessen Durchmesser 19 cm mißt. Die Stärke der Wandung ist, was bei einem so großen und ohne Drehscheibe angefertigten Gefäße leicht begreiflich ist, verschieden; sie schwankt zwischen 1 und 2 cm. Der reifenfreie Unterbauch ist schokoladenbraun, hat aber schwärzlichblaue Flecken. Die Innenseite der Wandung ist von einer feinen blaugrauen Tonschicht überzogen. Der Oberbauch einschließlich des Halses ist ebenso geglättet wie der Unterbauch, aber auf den schokoladenfarbigen Untergrund, der am Halse und an vielen anderen Stellen des Gefäßes klar hervortritt, ist ein ockerfarbiger Anstrich aufgetragen gewesen, der sich aber bei der Herausnahme in einen gelbrötlichen Staub verwandelte und unter dem Wehen des Windes leicht ablöste. Nach dem Ausweis der durch Herrn Hütteninspektor Koch bewirkten chemischen Untersuchung enthält dieser farbige Anstrich 10% Eisen (= 14,3%  $\text{Fe}_2\text{O}_3$ ). Leider war seine vollständige Scheidung von der mit ihm verbundenen Tonsubstanz nicht möglich. Von dem Aussehen bzw. der Form des Gefäßes gibt die Zeichnung auf Tafel VI, Fig. 16 eine klare Vorstellung.

Wenn man diese Gefäßform näher betrachtet, so stellt sich heraus, daß sie beinahe ganz derjenigen einer in der Flur Asendorf (Mansf. Seekr.) gefundenen steinzeitlichen Amphora<sup>1)</sup> gleicht. Nur fehlen an dem Helmsdorfer Gefäß die an dem Asendorfer vorhandenen, gerade auf dem Umbruche des Bauches angebrachten Ösen und ebenso dessen Schnur- und Zickzackverzierung an Hals und Oberbauch, an deren Stelle hier Reifenbelag und Bemalung getreten ist.

Gegenüber den Gefäßen aus anderen Perioden machen die Vasen aus den Gräbern der frühesten Bronzezeit wegen ihres Mangels an Verzierung meist einen unscheinbaren Eindruck. Dennoch wirkt das Helmsdorfer durch seine wuchtige Form und Größe, und dieser Ein-

---

<sup>1)</sup> Abgebildet in Heft 2 der Vorgeschichtl. Altertümer der Provinz Sachsen als Fig. 46 auf S. 78. Halle a. S., O. Hendel, 1884.

druck wird noch mächtiger gewesen sein, als es noch im Glanz der Farbe erstrahlte. P. Reinecke<sup>1)</sup> legt aber gerade den Gefäßen der frühen Bronzezeit Mitteleuropas wegen ihrer Beziehungen zu Erzeugnissen der Mittelmeerzone einen sehr hohen Wert bei, weil ohne eine eingehende Kenntnis dieser Keramik ein Verständnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas geradezu unmöglich sei. In dem Mangel an Verzierung, abgesehen von einfachem, plastischem Schmuck, sei gegenüber den oft reich verzierten steinzeitlichen Vasen keineswegs ein Rückfall in tiefe Barbarei zu erblicken, sondern einfach eine in Ton ausgeführte Nachbildung und Umbildung polierter Steinvasen, welche in den östlichen Mittelmeerländern in alten Zeiten eine ungemein wichtige Rolle spielten, so daß sie selbst für das einheimische Topfgeschirr vorbildlich wurden.<sup>2)</sup> Bereits auf jüngerneolithischen Stufen mache sich der Einfluß der mittelländischen Steinvasen geltend, z. B. bei den bomben- und birnenförmigen Gefäßen der Bandkeramik mit rundem Boden, aber in noch höherem Grade treffe das für die frühbronzezeitliche Topfware zu. Dafür böten die Inseln des Ägäischen Meeres ein vortreffliches Vergleichsmaterial.

Ich wage nicht zu entscheiden, inwieweit das bei dem Helmsdorfer Grabgefäße zutrifft; aber sicher haben sich in dem Lande an der mittleren Saale südosteuropäische Kulturströmungen mit nordischen gekreuzt.

Was nun aber die Bemalung des Gefäßes betrifft, so ist zu beachten, daß Hubert Schmidt<sup>3)</sup> der Ansicht ist, daß in der jungsteinzeitlichen bemalten Keramik Mitteleuropas nicht nur ein der mykenischen Entwicklung vorausgehendes Kulturfaktum gegeben sei, sondern auch die Voraussetzungen für die Entwicklung der mykenischen Vasenmalerei selbst gesucht werden müßten. Diese Gefäßmalerei sei eine selbständige Leistung derjenigen Völker, die im unteren Donautale und den angrenzenden Gebieten ihren Wohnsitz gehabt hätten; auch die ältesten Bewohner von Troja hätten ihre Maltechnik aus ihrer Heimat, dem thrakischen Stammlande, mitgebracht oder wenigstens ihren dortigen Stammverwandten entlehnt.

Jedoch auch im Gebiete der Saale fehlt es nicht an Beweisen einer daselbst geübten Gefäßmalerei. Einige ausgezeichnete Stücke aus Herdgruben bei Eulau unweit von Naumburg a. d. Saale hat Klop-

<sup>1)</sup> Mitteil. der anthropolog. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXII (der III. Folge II. Bd), S. 126 (Wien, 1902).

<sup>2)</sup> Auch Kossinna, Die indogermanische Frage S. 127, ist dieser Ansicht.

<sup>3)</sup> Zeitschrift für Ethnologie, 37. Jahrgang, S. 645—650. Berlin, 1905.

fleisch auf Tafel II in Heft I der Vorgeschichtlichen Altertümer der Prov. Sachsen abgebildet (Fig. 1 u. 5), bringt aber auch aus Franken und Schlesien Beispiele bei, so daß die Frage entsteht, ob der Ursprung der Gefäßmalerei nicht noch weiter im Norden zu suchen ist, als Hubert Schmidt annimmt. Daß sich diese Malerei auch in der ältesten Bronzezeit noch erhalten hat, beweisen die Grabgefäße von Leubingen und Helmsdorf.

Nachdem die dem Grabe entnommene Ausbeute in das nahe Revierhaus in Sicherheit gebracht worden war, hielt ich in Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft in der Revierstube einen kurzen Vortrag über die Eigenart und das Alter der Fundstücke. Meine dort kundgegebene Auffassung habe ich mich auch nach der später vorgenommenen genauen Prüfung aller Einzelheiten in keinem wesentlichen Punkte zu verändern veranlaßt gesehen.

Die Abräumung der 1,40 m hohen Aschenunterlage des Grabes blieb den ersten Tagen der folgenden Woche vorbehalten; doch waren die Arbeiter angewiesen worden, bei jedem Vorkommen von Menschenknochen oder von solchen Dingen, die irgendwie von Menschenhand herrühren mußten, an der Fundstelle mit der Arbeit innezuhalten und ihren Vorgesetzten sofort davon Meldung zu machen.

Schon am Montag darnach, an welchem die am Sonnabend unterbrochene Abtragung wieder aufgenommen wurde, lief in Eisleben — der Paulsschacht ist nämlich mit der amtlichen Leitung in Eisleben telephonisch verbunden — die telephonische Meldung ein, daß in der fetten, aschigen Erde unter dem Grabbaue sich Menschenknochen gezeigt hätten. Sofort ließ Herr Bergdirektor Geipel die Weisung ergehen, mit der Abtragung innezuhalten und unsere Ankunft abzuwarten, die für den folgenden Tag — Dienstag, den 5. März — in Aussicht gestellt wurde und an diesem Tage auch stattfand. Zusammen mit Herrn Bergdirektor Geipel und Herrn Architekt Kutzke traf ich gegen  $\frac{1}{2}$  10 Uhr vormittags auf der Arbeitsstelle ein, und sofort wurde in Gemeinschaft mit Herrn Bahnassistent Corsa, der bis dahin die Abtragung überwacht hatte, an die Abräumung des Aschenrestes gegangen. Die Arbeiter waren bereits fast bis in die Mitte des durch den beschriebenen Steinplattenbelag abgedeckten Aschenpostaments gelangt, als sich die Skelettreste — es waren Schenkelknochen — 50 cm unter dem Plattenbelag gezeigt hatten. Hier wurde nun die weitere Abtragung in der ganzen Breite des Aschenlagers durch so viel Arbeiter, als eben Platz nebeneinander hatten, ohne sich gegenseitig zu behindern, in Angriff genommen. Von dem Schilfbelag, mit welchem

die eingeebnete Aschenmasse abgedeckt worden war, entnahm ich einige Proben, wie ich schon drei Tage zuvor von dem mit Schilf belegten Bohlendache der Grabhütte einige Proben zurückbehalten hatte. Schon nach kurzer Frist waren dann 50 cm unter dem Plattenbelag die durchschnittlich noch gut erhaltenen Reste des in der Aschenschicht geborgenen Skeletts aufgedeckt. Der Tote war als stark gekrümmter liegender Hocker, auf der rechten Seite liegend und mit dem Gesichte nach Südosten gekehrt, beigesetzt worden. Er muß von stattlicher Größe gewesen sein. Seine Oberschenkelknochen waren 45 cm lang, die Unterschenkel maßen 33 cm. Das Sonderbarste an dem Skelett war der leider ziemlich stark beschädigte Schädel.<sup>1)</sup> Dieser war nämlich auf der rechten Seite, auf die man, wie schon gesagt, den Toten gelegt hatte, angebrannt, wie schwärzliche Brandflecken auf dieser Seite aufs deutlichste verrieten, wogegen die linke Seite nicht die geringsten Brandspuren zeigt. Hieraus folgt, daß er in die noch heiße Asche gelegt und alsbald mit Erde, die in dem oberen Teil der Aufschüttung den weit überwiegenden Teil bildete, überdeckt worden sein muß. Die Stirnseite des Schädels ist leider verloren gegangen oder, richtiger, nicht aufgefunden worden, so daß die volle Schädelform nicht genau festgestellt werden kann. Doch machen die erhaltenen Teile den Eindruck, daß es ein Langschädel war. Die Länge hat etwa 18—19 cm, die größte Breite 13,5 cm betragen. Die Stirn und das Gesicht muß schmal gewesen sein, der Bogen des Scheitelgewölbes ist ziemlich flach. Auffallend ist das unten wulstig hervortretende Hinterhaupt. Der Oberkiefer ist in zwei, der Unterkiefer sogar in drei Teile zerbrochen. Die Schneidezähne sind in beiden zumeist ausgefallen, die Backzähne aber alle erhalten und frei von jeder Caries. Während die Backzahnreihen des Oberkiefers fast parallel stehen, divergieren die beiden Seiten des Unterkiefers, dessen Kinn kräftig hervortritt, in bemerkenswerter Weise. Auch die beiden Kiefer zeigen dieselbe Erscheinung wie der Schädel: auf der rechten Seite sind sie angesengt, auf der linken frei von Brandspuren.<sup>2)</sup> Als

<sup>1)</sup> Tafel VI, Fig. 17 a und b.

<sup>2)</sup> Eine ganz ähnliche Wahrnehmung machte ich bei der Aufdeckung eines Steinkistengrabes in einem Hügel über Dorndorf a. d. Unstrut, der unweit vom „guten“ oder „Gesundbrunnen“ auf der Kante des dortigen Muschelkalkplateaus lag. In diesem fand ich außer zwei großen schnurverzierten Amphoren und drei schnurverzierten Bechern (No. 299—303 im Burgscheidunger Museum) sowie einer strichverzierten Amphora (No. 298 ebendort) auch einen Schädel (No. 304 ebendort), welcher auf der rechten Seite gleichfalls

nun mit dem vorsichtigen, langsamen Abschürfen der fetten, schwarzen, wie Ruß glänzenden Asche, der aber Erde beigemengt war, fortgefahren wurde, kam unweit vom Schädel ein Gefäß zum Vorschein, das ich mit Hilfe eines Meißels und Messers bloßzulegen mich bemühte. Während ich noch damit beschäftigt war, fand Herr Bergdirektor Geipel dicht hinter dem Schädel einen kleinen, leicht geschwungenen, beinahe schwarzen Steinhammer<sup>1)</sup> aus nephritähnlichem Hornblende-schiefer mit schieferm Bohrloch. Überhaupt war alles an der Waffe schief, nicht nur das Loch, sondern auch die mit der Lochachse parallel laufende Schneide, ja sogar die kantig geschliffenen, etwas gewölbten Seitenflächen. Diese Schiefheit hat nach der Erklärung des Herrn Geipel eine natürliche Ursache; sie ist durch die natürliche Bruchfläche des Gesteins verursacht. Der Hammer ist 10,4 cm lang, über das Loch gemessen 5,2 cm breit und 3 cm dick. Das Loch ist konisch, denn der eine Durchmesser mißt 20, der andere 18 mm. Die Bahn ist in der Länge von 2,5 cm gerade; die Schneide 3,8 cm lang und wenig gebogen. Der Hammer hat einen etwa 50 cm langen Stiel gehabt, wie Herr Geipel deutlich bemerkte; doch bildete dieser nur noch einen mehlartigen Streifen, von dem kein Stück mehr fest war. Bald darnach hatte ich auch das nur wenig beschädigte Gefäß freigelegt und sah zu meinem großen Erstaunen, daß es ein mit echter Schnurverzierung versehener Henkeltopf<sup>2)</sup> war. Ich hätte zwar in Gesellschaft eines facettierten Hammers ein solches Gefäß erwarten können, da Schnurkeramik und derartige Hämmer vergesellschaftet zu sein pflegen, aber dennoch war mein Erstaunen nicht gering, weil ich nicht erwartet hatte, diese Gegenstände in unmittelbarer Verbindung mit einem Grabe der Bronzezeit, wenn auch der ältesten, zu finden. Für die Zeitbestimmung der Schnurkeramik ist dieser genau beobachtete Fund ohne Zweifel von größter Wichtigkeit. Auf die aus ihm zu ziehenden Folgerungen werde ich mich später einlassen und vorerst in der Darstellung der Ausgrabung fortfahren. Der Topf sieht dunkelgrau aus, die Oberfläche ist ziemlich rauh. Die

---

unzweifelhafte Brandspuren zeigt, allerdings von geringerer Ausdehnung, als sie der Helmsdorfer aufweist. Seine Länge beträgt 17,5, seine Breite 14 cm. Die Mitte des Hinterkopfs tritt auch hier wulstig hervor. Das Kinn hat vorn einen spitzen Vorsprung. Ähnliche Verhältnisse, jedoch ohne Brandspuren, hat auch der Schädel eines Schnurkeramikers aus einem Hügelgrabe westlich vom Lohholze auf dem Gleinaer Berge (No. 200 im Burgscheidunger Museum).

<sup>1)</sup> Tafel II, Fig. 12.

<sup>2)</sup> Tafel II, Fig. 11.

Höhe beträgt 14 cm; der Durchmesser der Öffnung 12, der des Bauches 13, des Bodens 6—7 cm. Unterhalb des Randes ist die Wandung etwas eingezogen. Der größte Durchmesser liegt 6,5 cm über dem Boden. Der kleine, nur 3 cm lange Henkel beginnt 2 cm unter dem Rande. Von diesem bis zum unteren Ende des Henkels reicht die in unregelmäßigen Linien den oberen Teil des Gefäßes umziehende und kräftig eingedrückte Schnurverzierung.

Als wir etwa 40 cm tiefer, also 90 cm unter den Plattenbelag, gekommen waren, zeigten sich die spärlichen Reste eines zweiten liegenden Hockerskeletts, über welches nichts weiter zu sagen ist, da es bei weitem nicht so gut erhalten war als das vorher gefundene; namentlich wurden von dem Schädel nur dürftige Reste gefunden. Zwischen den beiden Skeletten fand ich ein rotgefärbtes Gefäß, welches anscheinend Napf- oder Kumpenform hatte. Der Brand war aber so schlecht und der Ton so mürbe, daß es nicht gelang, eine deutliche Vorstellung von seiner Form zu gewinnen. Verzierung schien zu fehlen. Ob es zur Mitgift des Schnurkeramikers gehörte oder dem letztgefundenen Toten mitgegeben war, ließ sich nicht sicher feststellen. Andere Bestattungen, außer diesen zweien, kamen in der tiefschwarzen Branderde nicht mehr vor, auch keine Scherben oder sonstige Erzeugnisse von Menschenhand. Als wir aber den aus tiefgelbem Löß bestehenden Urboden erreicht hatten, stießen wir gleich unter dessen Oberfläche, 2 m von den vorerwähnten Hockerskeletten nach Osten zu und in einer Tiefe von 1,5—1,8 m unter dem Plattenbelag, der die Sohle des Hauptgrabes bildete, auf eine Gruppe von Platten aus weißem Polleber Sandstein, unter denen, auf engem Raume zusammengedrückt, die Reste eines Hockerskeletts ohne irgend welche Beigabe lagen. Unter diesen Resten war in dem Lößboden eine flache, schüsselförmige Grube ausgehöhlt, welche man mit dünnen Platten aus rotem Polleber Sandstein ausgelegt hatte. Eine Probe von letzterem habe ich mitgenommen. Da, wie schon gesagt, jede Beigabe fehlte, so läßt sich über das Alter dieser Skelettbestattung weiter nichts sagen, als daß sie erheblich älter sein wird, als der über ihr aufgeschichtete Grabhügel, daß also ihr Vorhandensein den Erbauern des Grabhügels unbekannt gewesen sein dürfte.

Mit der Bloßlegung dieses Hockergrabes war das Werk der Abtragung für mich beendet. Die noch stehenden Reste der ringmauerförmigen Steineinfassung des Steinkegels wurden in den nächsten Tagen abgetragen, und jetzt zieht sich das Gleis der neuen Bergwerksbahn 2 m tief unter der ehemaligen Sohle des Grabhügels hin oder,

was dasselbe ist, unter der ehemaligen, natürlichen Bodenoberfläche bis in die Mitte der zum Paulsschachte gehörigen Gebäudegruppe hinein.

Nachdem wir so die Ergebnisse der Ausgrabung Schritt für Schritt von oben nach unten verfolgt haben, dürfte es sich empfehlen, auf Grund der dabei gemachten Wahrnehmungen den Vorgang nun auch einmal in umgekehrter Reihenfolge vorzuführen, wie er der vormaligen Wirklichkeit entsprach, um ein möglichst anschauliches Bild von ihm zu erhalten.

Auf den mit fruchtbarem Löß bedeckten Höhen des welligen Mansfelder Hügellandes hat schon vor mehreren Jahrtausenden eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung gelebt, wie die häufigen Grabfunde auf diesen Höhen und ihren Hängen beweisen, denen aber leider erst in den letzten Jahrzehnten eine größere Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Eine solche Bodenwelle ist der zwischen den Tälern der Nickelmannsgrund im Norden und der Teichgrund im Süden sich hinziehende Höhenzug, auf dessen Rücken der uralte Straßenzug der „Landföhre“ sich von Westen nach Osten hinzieht. Auf diesem Rücken oder auf den benachbarten Höhen müssen damals, recht im Gegensatz zu der heutigen, kaum zu übertreffenden Waldarmut des Mansfelder Seekreises, dessen Waldbestand kaum  $\frac{1}{2}\%$  erreicht, Urwäldungen mit starken Eichenbeständen gestanden haben, aus welchen Bohlen von fast 1 m Breite gewonnen werden konnten. Auch der riesige Aschenhaufen, der die Unterlage des Helmsdorfer Fürstengrabes bildet, nötigt zu der Annahme, daß früher in der Nähe ansehnliche Wäldungen vorhanden gewesen sind. Heutzutage ist in dieser Gegend nur das Welfesholz zwischen Hettstedt und Gerbstedt noch vorhanden, aber in einigen Flurnamen lebt die Erinnerung an ehemaligen Waldbestand noch fort. Zu diesen gehören das Rehholz nordwestlich und die Holzberge nördlich von Volkstedt, welchen sich nach Polleben zu das alte Rod, Rödchen und Radeberg anschließen. Auch bei Hübitz soll nach der Ortsüberlieferung vormals ein großer Wald mit Räuberwohnungen gestanden haben. Weiter sind zu nennen der ausgerottete Wald Hirschwinkel südwestlich von Benndorf nach Ziegelrode zu; der Dampf (Dampf) westlich von Thondorf nach Klostermansfeld zu und der Dampf (Dampf) in der Nordostecke der Flur Siersleben südlich von der „Zenner Marke“. Auch in den Fluren Großörner, Gerbstedt, Räther, der wüsten Mark Gerkwitz bei Neehausen und in der Flur Dederstedt kehrt diese slawische Bezeichnung

für Eichwald, Eichicht in der Form „der Dump“ wieder. Denn dieser Name Dampf, richtiger Damb oder Dumb, ist eine häufige Umdeutschung des slawischen Wortes dab (spr. domb), welches Eiche bedeutet. (Eine solche Umdeutschung, aber ebenso sinnlos wie die vorige, ist auch der Name Freßbreite südlich vom Krieggraben in der Flur Siersleben, entstanden aus dem slawischen Baumnamen breza = Birke.) Schließlich ist noch zu erwähnen der Lerchenberg, richtiger wohl Lärchenberg, nördlich von Siersleben in der Flur Burgörner und das Hölzchenfeld zwischen Heiligental und Lochwitz. Aber auch, wenn diese Namen sich nicht erhalten hätten, könnte an starken Waldbeständen in der Nähe des Helmsdorfer Fürstengrabes im Hinblick auf den ihm zugrunde liegenden riesigen Aschenhaufen und die reichliche Verwendung von Eichenholz beim Grabbaue nicht gezweifelt werden. In den benachbarten Talgründen aber, namentlich in der „Teichgrund“, haben sich reichlich mit Schilf bestandene Wasserbecken befunden — noch jetzt sind „die Teiche“ in der Talsenkung des Griff und im Teichgrunde bekannt —, die das zur Bedeckung des Bohlendaches und zur Unterfütterung des Plattenbelags erforderliche Schilf liefern konnten. Die Umgebung gewährte ferner zu Steinbauten weißen und roten Sandstein aus den Polleber Brüchen, blauen Kalkstein „vom Kalbe“, einem die Nickelmansgrund auf der Nordseite begleitenden Berg Rücken, Tuffsteine aus der Gegend von Lochwitz und Zabenstedt und Findlinge aus Kohlensandstein, Porphyrr und Granit aus der Gegend ringsum.

Die feierliche Bestattung des in ferner Urzeit verstorbenen Landesfürsten erforderte, wie uns die Beobachtung bei der Abtragung des Grabhügels lehrt, eine sehr umständliche Vorbereitung. Gewaltige Holzmassen, vielleicht in Scheiterform, aus allen Teilen des Herrschaftsgebietes — wie ein paar tausend Jahre später noch zur Zeit des Geatenkönigs Beowulf geschah — wurden auf die Höhe des Bergrückens gebracht, aufgeschichtet und ein gewaltiges Opferfeuer angezündet.<sup>1)</sup> Nachdem die Glut sich gelegt hatte und durch aufgeschüttete Erde einigermaßen abgedämpft worden war,<sup>2)</sup> wurden zwei

<sup>1)</sup> Als Hektors Scheiterhaufen errichtet werden sollte, da führten nach Ilias XXIV, 782—784, die Troer neun Tage lang auf Wagen unermesslich viel Scheitholz herbei:

ἐννῆμαρ μὲν τοί γε ἀγίνεον ἄσπστον ὕλην.

Ähnlich werden wir uns den Vorgang vor Errichtung des Helmsdorfer Hügels zu denken haben.

<sup>2)</sup> Die glimmende Asche von Hektors Scheiterhaufen wurde überall, wo die Glut hingereicht hatte, mit funkelnem Rotwein gelöscht. (Ilias XXIV, 791 u. 792.)

Gefolgsleute oder Diener ihres Herrn als Totenopfer getötet, auf der erst wenig abgekühlten Aschenschicht niedergelegt und mit Erde überschüttet, die aber noch reichlich mit Asche untermengt war. Da die Hitze von unten her noch nachwirkte, so mußten die nach unten gewendeten Teile der Toten angesengt werden, wogegen die nach oben gekehrten, von Erde überdeckten frei von Brandspuren blieben. Höher und höher wurde über der Asche die Erde innerhalb der vermutlich schon vorher aus großen Steinblöcken errichteten Ringmauer aufgeschüttet, bis sie die Höhe von 1,40 m erreicht hatte. Die von der Ringmauer eingeschlossene Asche und Erde wurde dann eingeebnet und festgestampft; so daß dadurch ein kreisförmiges Postament von 1,40 m Höhe und etwa 12 m oberem Durchmesser hergestellt war, welches nun mit einer dichten Lage Schilf belegt wurde. Auf demjenigen Teile des kreisförmigen Planums aber, auf welchem der eigentliche Grabbau stehen sollte, wurde dann eine Art Estrich in Rechteckform aus Sandsteinplatten hergestellt, deren Fugen mit einem Mörtel aus Gips verstrichen wurden. Dieser Plattenbelag war also nicht viel größer als die Lade, welche darauf aufgestellt werden sollte, dagegen kleiner als der von den Fußenden der Dachsparren umschlossene Raum. Nun wurden die vorher fertiggestellten Bohlen, Streben und Sparren aus Eichenholz, aus denen die Grabhütte errichtet werden sollte, und die Eichensäulen, die den geweihten Grabraum abgrenzen sollten, herbeigeschleppt und über dem Plattenboden das schützende Dach errichtet, dessen Sparren bis in das Aschenpostament hineinreichten und in diesem durch angeschüttete Steine festen Halt erhielten. Der größere nördliche Raum unter dieser Dache, dessen Boden man in der beschriebenen Weise gepflastert hatte, war dazu bestimmt, die Totenlade aufzunehmen; der kleinere südliche, ungepflasterte aber mußte in seiner Südostecke nur das dem Verstorbenen auf die Reise ins Jenseits mitgegebene, vermutlich mit Speise oder Trank gefüllte Prachtgefäß aufnehmen, welches man in

Im Norden mußte man sich mit Erde begnügen. Auch Helbig („Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen“ — in den Sitzungsberichten der philol. Klasse der Akademie der Wissenschaften zu München, Jahrgang 1900, Heft II, S. 243) ist der Meinung, daß Kohlenreste, die man in und neben den Gräbern findet, auf Opfer zu Ehren des Toten zurückzuführen sind. Nach der äolischen Dichtung, welche die älteren Begräbnisbräuche darstellt, wurde das Leichenmahl vor der Verbrennung in unmittelbarer Nähe der Leiche abgehalten (a. a. O. S. 256). Wo sich Asche unter der beigesetzten Leiche findet, muß das Opfer vor der Beisetzung stattgefunden haben (a. a. O. S. 258).

einer recht unzulänglichen Weise durch eine Steinpackung zu schützen versucht hat. Die Giebelseiten nach Nord und Süd blieben bis zur Einführung des Toten noch offen, oder die südliche ist wohl schon vorher geschlossen worden, weil die Einsetzung der Baumsäule, die Errichtung der Bohlenwand, ihre Verstrebung und die Verkeilung der großen Schlußplatte viel Zeit erfordert haben muß. Eine erst nach Einführung des Toten in sein Haus stattfindende Schließung gerade dieser Giebelseite würde auch wegen der mit ihr verbundenen langwierigen Arbeit der Würde der Totenfeier nicht entsprochen haben, wogegen der Verschluß der nördlichen Giebelseite durch eine vor sie gesetzte Baumsäule und einen an diese angelagerten Steinhafen schnell zu bewerkstelligen war. Die Totenlade aus Eichenholz, welche den Verstorbenen samt seinen Schätzen aufnehmen sollte, war so bemessen, daß sie von einer Giebelseite her unter das schützende Dach auf den Plattenbelag geschoben werden konnte, denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß erst die Lade auf ihren Platz gesetzt und dann über ihr das Dach errichtet worden ist. Nachdem dann der Tote — vermutlich unter feierlichen Bräuchen — in sein Haus eingeführt worden war, hat man dieses in einen Mantel von Steinen und Erde so weit eingehüllt, daß der ganze Holzbau unter dieser Bedeckung dem Auge entschwand; dann aber, nachdem die Anschüttung den First der Blockhütte um etwas überstiegen hatte und durch aufgetragene Erde geebnet worden war, ist auf dieser Ebene über dem Holzbau nochmals ein Opfer- oder Gedächtnisfeuer angezündet worden, welches, auch nach unten wirkend, einen Teil des südlichen Giebels der Totenhütte verkohlt hat. Die von diesem Feuer erzeugte Asche ist jedenfalls erst nach Jahrtausenden bei dem Einbruch des Daches auch in die Totenlade eingedrungen. Von dem Zwecke dieser Feuer wird am Schlusse noch eingehend die Rede sein. Schließlich wurde der schützende Steinmantel in Kegelform bis zur Höhe von 3,5—4,0 m geführt und dieser Steinkegel dann noch mit einem Erdmantel bis zur Gesamthöhe von 6,82 m und einem Gesamtdurchmesser von 34 m überdeckt.

Der Nord-Südschnitt durch den Hügel und den Steinkern ist auf einer Zeichnung des Herrn Kutzke anschaulich dargestellt.<sup>1)</sup> In dieser Zeichnung ist das Gesamtergebnis der Ausgrabung, was die Anlage des Grabbaues betrifft, zum Ausdruck gekommen.

Treten wir nun der Frage nach dem Alter des Helmsdörper

<sup>1)</sup> Tafel VIII, No. 1.

Grabhügels und der Herkunft der ihm entnommenen Fundstücke nahe, so weist schon die Bestattung eines unverbrannten Toten in einem gewaltigen Hügel, der, wie auch der durchlochte Steinhammer des Fürsten, an unmittelbare Berührung mit der jüngeren Steinzeit gemahnt, auf die ältere bezw. älteste Bronzezeit.<sup>1)</sup> Denn in diesen gewaltigen Grabhügeln darf man sicher eine Fortsetzung, ja beinahe eine Überbietung der in der jüngeren Steinzeit, namentlich in der Periode der Schnurkeramik, bei vornehmen Leuten üblichen Bestattungsweise erblicken.

Wie nahe die Bestattungsweise im Helmsdorfer Hügel der der jüngeren Steinzeit steht, das beweist die Anlage eines steinzeitlichen Hügelgrabes im Hagen bei Allstedt (Großherzogt. Sachsen-Weimar), welches Klopffleisch in den Vorgeschichtlichen Altertümern der Provinz Sachsen abgebildet hat.<sup>2)</sup> Dieser Hügel bestand, wie der Helmsdorfer, aus einem von einem Plattenkranze eingesäumten Steinkegel, dessen Spitze das mit großen, vielfach aufeinander geschichteten Steinplatten erbaute Hauptgrab bildete. Auch er war von einem schützenden Erdmantel überdeckt.

Noch größer ist die Ähnlichkeit des das Hauptgrab bildenden Steinhauses des Allstedter Hügels mit dem Holzhause des Helmsdorfer Hügels. Das aus großen, rohen Plattensteinen zusammengefügte Grabhaus im Hügel des Allstedter Hagen zeigt uns auf Tafel I des eben erwähnten Werkes<sup>3)</sup> — abweichend von dem Helmsdorfer Grabe — eine Steinkiste, aber die Wände dieses Steinhauses waren an den Schmalseiten durch andere Steinplatten strebepfeilerartig gestützt, wie ja ähnliche Verhältnisse auch an dem Helmsdorfer Grabhause wiederkehren. Besonders merkwürdig erschien dem Prof. Klopffleisch die Art und Weise, wie die Decke des Grabes gebildet war. „Auf das mit Erde ausgefüllte Grab waren nämlich obenauf Steine senkrecht nebeneinander gesetzt und mit kleineren, schmälere, keilförmigen Steinen zu einem festen Verbände ‚verzwickt‘, der eine Art von flachem Gewölbe darstellte, das überdies noch mit naß angemengter toniger Erde verkittet war. Diese Steine hielten so fest zusammen, daß Teile der Decke noch Bindung behielten, nachdem die Erde darunter

<sup>1)</sup> Nach Kossinna, Die indogermanische Frage, S. 178, wird Leichenbrand bei allen Indogermanen erst in der Zeit zwischen 1500—1300 v. Chr. allgemein herrschend.

<sup>2)</sup> Vorgesch. Altert. Heft 2, Taf. IV. Halle a. S., O. Hendel, 1884.

<sup>3)</sup> Ebenda Heft 1. Halle a. S., O. Hendel, 1883. Hier wiedergegeben auf Tafel II, Fig. 13 u. 14.

beseitigt war.“ Man vergleiche die beiden Längsschnitte durch die Grabhäuser im Allstedter und Helmsdorfer Hügel miteinander, so wird trotz mancher Verschiedenheit die Ähnlichkeit sofort ins Auge fallen.

Neu ist aber in letzterem die reichliche Verwendung von Eichenholz beim Grabbau. Baumsärge waren zwar schon vor dem Ende des jüngeren Steinalters in Schleswig-Holstein im Gebrauch,<sup>1)</sup> aber so kunstvolle Grabhäuser aus Holz, wie sie im Leubinger und Helmsdorfer Hügel zum Vorschein gekommen sind, erscheinen doch erst in der ältesten Bronzezeit, natürlich nur in den Gräbern vornehmer Leute und je nach dem Grade der Vornehmheit hier einfacher, dort reicher. Auch Höfer hat in einer der ersten Periode der Bronzezeit angehörigen, von ihm durch den Buchstaben A bezeichneten Grabanlage des Baalberger Hügels, welche Skelettreste barg, Eichenholz verwendet gefunden. Unter einer dünnen Deckplatte von Rogenstein fand er dort die stark zerklüfteten Reste einer eichenen Bohle und am oberen, südlichen Ende des Grabes eine Reihe von fünf senkrecht nebeneinander gestellten, durchschnittlich 20 cm starken, rundlichen Eichenpfählen, welche unten mit weißem, fettem Ton verstrichen waren und anscheinend als Stütze einer hinter ihnen stehenden steinernen Verschußplatte dienen sollten.<sup>2)</sup> Niemand wird die Ähnlichkeit dieser Anlage mit der allerdings weit großartigeren im Helmsdorfer Hügel verkennen. Weiter fand Höfer, 1,5 m von dieser Pfahlreihe entfernt, noch eine zweite gleichartige Pfahlreihe, welche der ersten parallel stand und nach seiner Meinung als Abschluß eines anderen Grabes dienen sollte. Fast vollständig aber gleicht die von Klopffleisch im Leubinger Hügel (im Kreise Eckartsberga) aufgedeckte Blockhütte aus Eichenholz derjenigen im Helmsdorfer Hügel. Auch darin gleicht sowohl die Leubinger wie die Baalberger Bestattungsweise der des Helmsdorfer Hügels, daß auf das eigentliche Grab eine Menge schwerer Kieselsteine, Sandsteine, blauer Steine, Rogensteine u. a. m. zu einer Schutzdecke oder zu einem umhüllenden Kegel aufgehäuft waren, der dann noch von einer mächtigen Erdschicht ebenfalls in Kegelform überdeckt wurde.

Überhaupt zeigt die Bestattung im Leubinger Hügel eine so auffällige Verwandtschaft mit der des Helmsdorfer Hügels, daß es sich empfiehlt, die wichtigsten Eigentümlichkeiten der ersteren

<sup>1)</sup> Splieth, Funde von Baumsärgen in Schleswig-Holstein (40. Bericht des Schlesw.-Holst. Museums vaterländ. Altertümer bei der Universität, 1894, S. 19). Vgl. Montelius a. a. O. S. 65 Anm. 5.

<sup>2)</sup> Jahresschrift für Vorgesch. I, S. 22.  
Jahresschrift. Bd. VI.

hervorzuheben, dabei aber auch auf die Unterschiede hinzuweisen an der Hand der von Klopffleisch gegebenen Beschreibung.<sup>1)</sup> Wenn man von der erst viel später hinzugekommenen obersten Schicht des Leubinger Hügels in Stärke von 2 m absieht, so bestand er in seinem oberen Teile aus einer 4 Meter hohen Erdschicht von dunkler Färbung, in welcher keine Funde gemacht wurden. Unter dieser hohen Erdbedeckung nun fand sich in der Mitte ein 2 m mächtiger Steinkegel — ein sogenannter Cairn —, der am Grunde das eigentliche hölzerne Begräbnisgehäuse umschloß und bei geringem Falle seiner Profillinie weit in die peripherischen Teile des Hügels — deren Abtragung unterblieb — hineinragte. Die Steine zu diesem mächtigen Cairn müssen, da Leubingen auf vorherrschend gipsigem Untergrund in einer steinarmen Gegend liegt, zum Teil meilenweit hergeschafft worden sein. Das Grabhaus, welches unter diesem Cairn im Mittelpunkte erbaut war, hatte folgende Einrichtung. Nachdem über dem gesamten Hügelgrunde ein an schwärzlicher Branderde mit eingemischten Tierknochen und Tongefäßscherben erkennbares Gesamt-Totenopfer dargebracht worden war, ward im Hügelmittlepunkte ein 2,10 m breites und 3,90 m langes Rechteck abgegrenzt, das ein 0,60 m breiter und ebenso tiefer Graben umgab. Die Oberfläche dieses Rechtecks war mit Steinplatten gepflastert. In der Mitte der schmalen Südseite desselben war ein über  $\frac{1}{2}$  m starker und über 1 m hoher Baumstamm in senkrechter Haltung so aufgerichtet, daß von seinem ausgezapften Fuße der obere Ausschnitt auf dem Pflaster, der untere im erwähnten Graben ruhte; nach hinten, d. h. nach Süden, war eine schwächere Holzsäule als Gegenstrebe in diesen Stamm schräg eingezapft und nach unten im Grundboden eingelassen. In die Ost-, Süd- und Westseite des das Rechteck umgebenden Grabens waren schräge Holzstützen eingesetzt, welche sich oben in den über der Mittellinie des Rechtecks wagerecht verlaufenden, mit seinem südlichen Ende in den oberen Teil des erwähnten Baumstammes eingezapften Dachfirstbalken ebenfalls mit Zapfen einfügten. Unten, in der Höhe des Pflasters, war ein hölzerner Dielenboden in diese schrägen Seitenstützen eingezapft, so daß die Dielen unmittelbar auf dem Pflaster auflagen. Nach Norden war dieser prismatische, dachförmige Raum offen gewesen, da sich hier keine Stützen zeigten; alle anderen Seiten aber waren in der Weise geschlossen, daß starke, schwartenartige Holzbohlen über den schrägen, seitlichen Dachstützen als Bedeckung befestigt waren; die Fugen

<sup>1)</sup> Neue Mitteilungen des thür.-sächs. Vereins XIV, S. 552. Halle, 1875.

zwischen den aneinander grenzenden Bohlen waren mit Gipsmörtel sorgfältig ausgestrichen. Über diesen Bohlen aber folgte als oberste Bedeckung jener dachartigen Holzhütte eine starke Schicht Schilfrohr. Die sämtlichen in den Graben gesetzten seitlichen Stützen dieses Baues waren durch Steine, welche den Graben ausfüllten, gefestigt. In diesem (nach Klopffleischs Ansicht) wohl eine uralte Form menschlichen Wohnens darstellenden Dachgehäuse, welches übrigens durch die Wucht der obenauf geschütteten Steine sehr<sup>1)</sup> verdrückt war und nur noch am südlichen Ende senkrecht stand, war dann die Totenbeisetzung folgendermaßen erfolgt: In der Mitte der Diele lag in der Richtung von Süd nach Nord ein menschliches Skelett ausgestreckt, das einem Greise angehörte, in der Hüftgegend von einem jugendlichen weiblichen Skelett gekreuzt. Beide Skelette waren ziemlich stark zerstört. Von Feuerspuren fand sich an diesen Knochen nichts. Auf der linken Seite des männlichen Skeletts, und zwar zu dessen Füßen, fanden sich die Trümmer eines mächtigen Tongefäßes vor, das von Steinen umgeben war. (Die von Klopffleisch angegebenen Maße des Gefäßes stimmen nicht zu denen, welche die durch Herrn Major Dr. Förtsch bewirkte Zusammensetzung ergab. Auf die Beschreibung des Gefäßes selbst braucht hier um so weniger eingegangen zu werden, als darüber bereits Andeutungen von mir gegeben sind und voraussichtlich von anderer Seite eine eingehende Würdigung seiner Eigenart stattfinden wird.)

Die Beigaben waren zum Teil dieselben wie die im Helmsdorfer Hügel. Das gilt namentlich von den Dolchen und dem Flachbeil aus Bronze und der goldenen Ösennadel vom Aunjetitzer Typus und der kleinen Goldspirale. Den in dem Grabe gefundenen, 30 cm langen, angeblichen Hammer aus Serpentin halte ich für einen kleinen Pflug aus Stein.

Die Übereinstimmungen der Leubinger Bestattung mit der Helmsdorfer ergeben sich für jeden aufmerksamen Leser sofort. Von einer die Begräbnisstätte einschließenden Ringmauer, über welcher dann der Steinkegel aufgebaut wurde, sagt Klopffleisch nichts; aber da er den Hügel an den Außenseiten nicht untersucht hat, so kann eine solche Mauer immerhin dagewesen sein, ja es ist wahrscheinlich, daß eine dagewesen ist, weil ohne sie der Steinkegel keinen rechten Halt gehabt hätte. Von Bestattungen unverbrannter Toter in oder auf der

<sup>1)</sup> Klopffleisch schreibt in Wirklichkeit „nicht sehr verdrückt“. Aber die nachfolgende Angabe beweist, daß hier ein Schreibfehler vorliegt.

Asche des Opferfeuers hat er nichts wahrgenommen. Die Anlage der Helmsdorfer Grabhütte weicht in mancher Beziehung von der der Leubinger ab. Das Pflaster haben zwar beide gemeinsam, aber in ersterer war nur der Teil, auf welchem die Totenlade stand, gepflastert; der übrige Teil war Erdtenne. Von einem Graben, in welchen die Dachsparren eingezapft gewesen wären, haben wir nichts bemerkt; aber die Befestigungsweise durch angeschüttete Steine war dieselbe. Überdies war die Helmsdorfer Grabhütte größer und das Dach war anders angelegt. Ein Firstbalken fehlte, so sehr auch ein solcher erwartet wurde, und die Sparren lagen über dem Bohlendache und der Schilfdecke, nicht darunter. Die angebliche Diele aus Eichenholz im Leubinger Hügel war vielleicht auch nur der Boden einer Totenlade, die als solche aber nicht erkannt wurde. Mit diesen Andeutungen sind die Unterschiede noch nicht erschöpfend aufgezählt; aber hier mag das Gesagte genügen. Von einem zweiten Opferfeuer über der dann zugedeckten Hütte hat Klopfleisch nichts wahrgenommen. Mit seiner Zeitbestimmung greift er sehr weit fehl; aber die vorgeschichtliche Wissenschaft stand damals (1874) noch in ihren Anfängen. Jedenfalls hat Klopfleisch sich als ein sorgsamer Beobachter erwiesen.

Nur die Frage drängt sich noch auf, ob dieses Grabhaus aus Holz ein Vorbild im wirklichen Leben gehabt hat. Das scheint wirklich der Fall zu sein. Zwischen Ribe im nördlichen Schleswig und Kolding in Jütland fand Robert Mielke<sup>1)</sup> Unterkunftshütten für die Moorbauern von gewaltiger, fast saalartiger Größe und zum Teil hohem Alter, die nur aus einem riesigen Dach bestanden. Sie waren hergestellt durch fünf Paare recht langer Dachsparren, von denen die beiden äußersten ein wenig schräg nach dem First zu standen. Auf ihnen lag das Strohdach mittels Pfetten. Sparren und Pfetten waren zum Teil nur mittelmäßig behauen; fast die ganze obere Hälfte des äußeren Daches war noch mit Erdplacken überdeckt, die sich mit einer Abstufung deutlich von dem Stroh abhoben.

Der Eingang befand sich auf der Giebelseite und war einfach durch ein kunstloses — schwellenloses — Rahmenwerk in die wenig geneigte Giebelfläche geschnitten; zwei andere an den Langseiten bestanden aus demselben Rahmenwerk; doch trugen die von einem Mittelständer gestützten Türstürze je einen der abgekürzten Mittelsparren, die wieder mit Fußbändern an den Stürzen befestigt

<sup>1)</sup> Mielke, R., Zur Entwicklungsgeschichte der sächs. Hausform (Zeitschr. f. Ethnol., 35. Jahrg., Berlin 1903, S. 509—525).

waren. Türen fehlten jedoch. Diese merkwürdige Konstruktion war, soweit Mielke sich erinnern konnte, auch den schleswigschen Dachhütten eigen.

Die Eingänge auf den Langseiten dürften spätere Erfindung sein. Mielke selbst bringt Belege bei, daß der Raum zwischen den Anfangsparren einstmals Ein- und Ausgang war. (Also genau so wie bei den Grabhütten von Leubingen und Helmsdorf!) Dieses einzellige Dachhaus bezeichnet Mielke als das vorsächsische Haus, dessen Konstruktion weit vor der Entwicklung unserer Haustypen liegen müsse, ja welches als der einzige nordeuropäische Typus von bleibendem Einflusse anzusehen sei. Denn diese urtypische Form des Dachhauses sei der Keim des sächsischen Hauses. Wenn das, wie mir scheint, richtig ist, so darf wohl auch hinzugefügt werden, daß die Grabhütten von Leubingen und Helmsdorf die ältesten nachweisbaren Vertreter dieses Urtypus sind. Zugleich ist damit der Norden, genauer die jütische Halbinsel, als die Ursprungsstätte dieser Bauweise nachgewiesen. Hat sie sich aber von Norden nach Süden verbreitet, so dürfte der Leubinger Grabbau etwas jünger sein als der weiter nördlich gelegene Helmsdorfer, der auch noch keinen Firstbalken hat.

Außer der Bestattungsweise gewähren aber auch noch die in dem Grabe gefundenen Sachen einen sicheren Anhalt zur Bestimmung des Alters des Grabhügels. Betrachten wir der Reihe nach diese Beweisstücke, wenigstens diejenigen, die zu diesem Zwecke vorzugsweise in Betracht kommen, zunächst die Bronzesachen.

Den spatelförmigen Bronze- flachbeilen ohne Randleiste wie auch denen mit niedriger Randleiste wird ganz allgemein eine Entstehungszeit um 2000 v. Chr. oder eine nur wenig spätere zugeschrieben. Das gleiche gilt von den kleinen dreieckigen Dolchen ohne Griffzunge. Der Helmsdorfer gleicht gar sehr dem von Höfer in dem erwähnten Baalberger Hügel in dem Grabbehälter A gefundenen kleinen Dolche, sowohl nach Form wie Größe. Beide gehören wegen ihrer Kleinheit und Gestalt der ersten Periode der Bronzezeit an. Nun stellt sich aber dieser sonst nicht anzuzweifelnden Zeitbestimmung bei sämtlichen Helmsdorfer Bronzesachen ihr verhältnismäßig hoher Zinngehalt störend entgegen, der einen erheblich jüngeren Zeitansatz zu erfordern scheint, weil Sachen aus zinnreicher Bronze nicht dem Anfange, sondern dem Ende der ältesten Periode der Bronzezeit zugewiesen zu werden pflegen. Dennoch muß hier, da alle sonstigen Merkmale auf den Anfang dieser Periode hinweisen, angenommen werden, daß hier eine Ausnahme vorliegt, die an

dem Ergebnis schon deswegen nichts ändern kann, weil die Abweichung sich erklären läßt.

Montelius hebt nämlich<sup>1)</sup> selbst hervor, daß es auf den britischen Inseln eine Menge flacher Äxte ohne Randleiste, also solche ältester Art gebe, welche aus einer sehr zinnreichen Bronze bestehen. Eine solche Axt aus Irland z. B. enthielt 12,57% Zinn.<sup>2)</sup> Das ist also fast genau derselbe Zinnzusatz wie der in den Helmsdorfer Bronzen.<sup>3)</sup> Ein weiteres Ergebnis der Montelius'schen Forschung ist aber dies, daß schon vor dem Ende der allerdings mehrere Jahrhunderte umfassenden ersten Periode des eigentlichen Bronzealters im Norden sehr zinnreiche Bronzen in Gebrauch gewesen sind.<sup>4)</sup> Zu diesem nördlichen Gebiet ist aber ohne Zweifel auch Norddeutschland, namentlich das von der Nordsee aus leicht erreichbare Gebiet der Elbe und Saale zu rechnen. Montelius erklärt ausdrücklich,<sup>5)</sup> daß die Funde von Bronzen und Goldsachen zu Gallemose, Selchausdal und Store Heddinge in Dänemark und zu Pile und Skifwarp in Schonen, ferner zu Grevinge auf Seeland und Skovshöierup auf Fünen zu dem Schlusse nötigen, daß Skandinavien während der älteren Bronzezeit oder auch schon während der Steinzeit in Verbindung mit den Ländern des westlichen Europas, besonders mit den britischen Inseln, gestanden hat, und zwar auf dem Seewege und längs der Nordseeküste. Das Elbe-Saalegebiet hatte aber nach seiner Ansicht außerdem auch noch über Land einen Verkehr mit dem Westen.

Auch Kossinna<sup>6)</sup> ist der Ansicht, daß in der Frühzeit des Bronzealters ein erkennbarer Verkehr zwischen Großbritannien und Dänemark stattgefunden habe; namentlich seien älteste Bronzeflachbeile damals nach Dänemark gelangt. Kamen aber solche nach Dänemark, so läßt sich mit gutem Grunde behaupten, daß solche britische Bronzen noch viel leichter und somit auch eher an die Elbmündung und von dieser die Elbe und Saale aufwärts in das östliche Thüringen gelangt sein können, ja, wie die Helmsdorfer Funde beweisen dürften, auch wirklich gelangt sind, wenn man nicht etwa annehmen will, daß nur das

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 122.

<sup>2)</sup> Ebenda S. 122 Anm. 2.

<sup>3)</sup> Übrigens hebt Montelius (S. 161) selbst hervor, daß der Zinngehalt stark verrosteter Bronzen möglicherweise heutzutage höher erscheine, als er ursprünglich gewesen.

<sup>4)</sup> Ebenda S. 196.

<sup>5)</sup> Ebenda S. 96.

<sup>6)</sup> A. a. O. S. 181.

Zinn von England eingeführt, das Kupfer aber in nächster Nähe gewonnen, also mansfeldisches Kupfer ist.

Nehmen wir aber einmal an, daß nurritisches Erzeugnis in Frage kommt, so fragt sich, mit welchem Rechte zinnreiche Bronzen in den Anfang der ältesten Bronzezeit verlegt werden dürfen. Nun gibt Montelius<sup>1)</sup> bei Besprechung der in Pile und Skifwarp in Schonen gefundenen flachen, zinnreichen Äxte seiner Überzeugung Ausdruck, daß sie aus England gekommen seien, weil diese Äxte sich als fast vollständig nickelfrei erwiesen hätten, „wie dies mit dem britischen Kupfer der Fall ist“, wogegen die Äxte mit Seitenrändern bis 1,27% Nickel enthielten. In diesen fast nickelfreien Äxten erblickt er den Beweis, daß zinnreiche Bronzearbeiten auf den britischen Inseln mit der Periode der zinnarmen Bronze in Skandinavien gleichzeitig sind, „was man wohl durch den großen Reichtum an Zinn in England erklären kann“.

Wie nun aber die Helmsdorfer Bronzen fast genau so zinnreich sind als die von Montelius erwähnte Axt aus Irland mit 12,57% Zinn, so ergibt sich eine weitere Übereinstimmung mit britischen Bronzen auch in bezug auf den geringen Nickelgehalt, der als Beweis der Herkunft aus England und damit auch als Beweis der Gleichzeitigkeit zinnreicher englischer Bronzen mit zinnarmen mittel- und süddeutschen Bronzen dienen muß.

Schon aus dem gemeinsamen Prozentsatze für Kupfer und Zinn in den Helmsdorfer Bronzen, nämlich in den beiden Dolchen = 99,14% und in dem Flachbeil = 99,07%, ergibt sich, daß der Nickelgehalt in ihnen ein verschwindend kleiner sein muß, daß also die Bezeichnung „fast völlig nickelfrei“ auch auf die Helmsdorfer Bronze-funde zutrifft.

Daraus und aus der englischen Form der Axt<sup>2)</sup> wird aber weiter gefolgert werden dürfen, daß diese Bronzen britischen Ursprungs sind. Die Zinneinfuhr von den britischen Inseln her in damaliger Zeit kann unbedenklich angenommen werden, weil Funde von bloßem Zinn im Norden nachgewiesen sind, das nur von den britischen Inseln gekommen sein kann. So ein bei Baarse auf Seeland gefundener Noppenring aus sehr dickem Zinndraht, der der ältesten Bronzezeit

<sup>1)</sup> S. 123.

<sup>2)</sup> Vgl. Montelius a. a. O. Fig. 212 u. 213. Zwei Äxte von diesem Typus wurden im Jahre 1905 in Schonen in Villands Härad bei Fälkinge gefunden. (Abgebildet in: Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Månadsblad, 32.—34. Jahrg. 1903—1905. Stockholm 1907. S. 230, Abbild. 321.)

angehört,<sup>1)</sup> so auch die Zinnstifte, welche zur Herstellung von Verzierungen in größere und kleinere Schalen aus Holz eingeschlagen gefunden wurden, welche Eichensärgen entnommen sind, die eine Ausgrabung des Borum-Eshöi in Jütland im Jahre 1875 zutage gefördert hat.<sup>2)</sup>

Wäre aber nur das Zinn zu den Helmsdorfer Bronzen im Mansfeldischen eingeführt, diese aber mit festländischem Kupfer hergestellt worden, so wäre zu fragen, ob etwa dieses Kupfer in nächster Nähe gewonnen, also mansfeldisches Kupfer gewesen sein könnte. An und für sich würde ja der Möglichkeit, daß die Helmsdorfer und andere Bronzen der Nachbarschaft mansfeldisches Kupfer enthalten, nichts entgegenstehen, weil das Mansfelder Kupferschieferflöz an den Rändern der Mansfelder Mulde auf einer so großen Strecke zutage tritt oder doch in vorgeschichtlicher Zeit zutage getreten sein muß, daß es eigentlich fast unbegreiflich wäre, wenn es nicht schon in jener vorgeschichtlichen Zeit entdeckt und benutzt sein sollte, aber ein zwingender Beweis liegt nicht vor.

Wie die Sache liegt, könnte die Verwendung von mansfeldischem Kupfer beim Beginn der Bronzezeit nur dann wahrscheinlich gemacht werden, wenn man nachweisen könnte, daß seine Zusammensetzung von der des britischen Kupfers nicht wesentlich abweicht. Eine solche Übereinstimmung schien mir bezüglich eines charakteristischen Nebenbestandteils, des Nickels, zu bestehen, welches sich im Kupfer britischer Herkunft, ebenso wie im Mansfelder Kupfer nur in geringen Spuren findet. Für das zuletzt genannte wurden mir im gewerkschaftlichen Laboratorium folgende Normalzahlen angegeben:

99,75%	Kupfer
0,03%	Silber
0,15%	Nickel
0,04%	Blei
0,02%	Arsen.

Da nun die nickelarme Axt von Skifwarp 0,15% Nickel hat, so scheint bezüglich des Nickelgehalts gar kein wesentlicher Unterschied zwischen den Bronzen von Skifwarp und Helmsdorf vorzuliegen, zumal Herr Koch in einem späteren Schreiben vom 16. April 1907 ausdrücklich hervorhebt, daß Nickel und Blei in den Bronzen von Helmsdorf nur in ganz geringfügigen Spuren vorhanden seien. Gleichwohl ist die

<sup>1)</sup> Montelius, Chronol. S. 80 und Fig. 205 auf S. 79.

<sup>2)</sup> S. Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 344. Straßburg, Trübner, 1897.

Übereinstimmung des mansfeldischen Kupfers mit dem britischen nur Schein. Denn jene Analyse des Laboratoriums bezieht sich, wie mir nachträglich mitgeteilt wurde, auf das raffinierte, in den Handel gebrachte Kupfer, welches erst in jüngerer Zeit durch Vervollkommnung der Hüttenprozesse einen solchen Reinheitsgrad erreicht hat, daß man praktisch nur von „Spuren“ fremder Metalle reden kann. Vor Einführung dieser Neuerungen war das Mansfelder Kupfer unreiner als jetzt, namentlich war sein Nickelgehalt, entsprechend der sich ziemlich gleichbleibenden Nickelführung der Schiefen, wesentlich höher. Da nun der ersten Bronzezeit selbstverständlich nur unvollkommene Schmelz- und Läuterungsverfahren zur Verfügung gestanden haben können, so folgt daraus, daß die fast völlig nickelfreien Helmsdorfer Bronzen kein Mansfelder Kupfer enthalten können, aber auch kein italienisches oder österreichisches Kupfer, weil diese beiden ebenfalls nickelhaltig sind. Der auffällige Nickelgehalt der meisten deutschen Bronzen erklärt sich nach Montelius<sup>1)</sup> und Kossinna<sup>2)</sup> durch ihren Bezug aus dem Süden (Italien), vorzugsweise aber aus Österreich-Ungarn, wo nickelhaltiges Kupfer gewonnen wird. Da nun die Helmsdorfer Bronzen fast völlig nickelfrei sind, so müssen sie aus England eingeführt sein und können demnach auch trotz ihres Zinnreichtums, der gerade bei britischen Fabrikaten erklärlich ist, der ersten Periode der Bronzezeit, und zwar schon dem Anfange derselben zugewiesen werden, und zwar mit um so größerer Sicherheit, als Montelius der Ansicht ist, daß die Einwohner Dänemarks und Südschwedens später als die Völker Deutschlands Kenntnis von dem Kupfer und der Bronze erhielten.<sup>3)</sup> Die von Herrn Koch in seinem erwähnten Schreiben geäußerte Ansicht, daß die Helmsdorfer Bronzen wegen ihrer verhältnismäßigen Reinheit von Nickel und Blei viel jüngeren Ursprunges sein müßten als solche Bronzesachen, in denen diese Nebenbestandteile in weit größerer Menge auftreten, wäre ja, die Verwendung von österreichischem oder mansfeldischem Kupfer vorausgesetzt, durchaus berechtigt, wenn es sich nicht um Gegenstände handelte, die vor fast 4000 Jahren hergestellt sind. Die auffällige Zusammensetzung der Helmsdorfer Bronzen, ihr Zinnreichtum und im besonderen ihre fast völlige Freiheit von Nickel erklärt sich nur dann in völlig befriedigender Weise, wenn man annimmt, daß britisches

<sup>1)</sup> Montelius, Chronol. S. 98.

<sup>2)</sup> Kossinna a. a. O. S. 186.

<sup>3)</sup> Montelius a. a. O. S. 132.

Kupfer zu ihrer Herstellung verwendet worden ist, oder genauer, daß sie von den britischen Inseln eingeführt worden sind. Auch die den britischen Flachäxten eigene Abrundung der „Bahn“ ohne den Einschnitt, der an den Äxten italischen Ursprungs wahrzunehmen ist, bestätigt dieses Ergebnis, denn die Helmsdorfer Bronzeaxt hat keinen solchen Einschnitt.

Fragen wir nun weiter, woher denn wohl das Gold zu den Helmsdorfer Goldsachen oder diese selbst als fertige Stücke gekommen sind, so hat Montelius<sup>1)</sup> nachgewiesen, daß das nordische Gold ins Elbe- und Saalegebiet einerseits aus dem Süden und Südosten Europas, andererseits aus dem Westen von den britischen Inseln her gekommen sein kann. Namentlich war der Goldreichtum Irlands im Bronzezeitalter ein erstaunlicher. „Irland — behauptet Montelius<sup>1)</sup> — war in alten Zeiten eines der goldreichsten Länder Europas. Das Museum in Dublin ist wunderbar reich an irländischen Goldsachen aus der Bronzezeit.“ Noch im Jahre 1796 soll das in Irland in zwei Monaten erworbene Waschgold den Wert von 10000 Pfund Sterling erreicht haben.<sup>2)</sup> Andererseits war aber auch Siebenbürgen schon in der Bronzezeit reich an Gold. So sind im Jahre 1840 bei Czofalva gleich neun massive Goldäxte von einer die Bronzezeit kennzeichnenden Form nebst mehreren anderen Goldsachen gefunden worden.<sup>3)</sup> Von Siebenbürgen aus könnte also ebensowohl Gold vermittle der Donau die großen Flußwege entlang ins Elbe- und Saalegebiet gekommen sein. Auf welchem Wege vorzugsweise, das läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Montelius freilich ist auf Grund seiner umfassenden Studien der Ansicht,<sup>4)</sup> daß für die skandinavischen Völker — und also erst recht für die norddeutschen — während des Bronzealters der südliche Weg viel wichtiger gewesen sei, als der westliche, wie überhaupt während des ganzen Bronzealters der Import von Kupfer, Bronze und Gold aus dem Süden für den Norden von größerer Bedeutung gewesen sei als der Import aus dem Westen. Andererseits gesteht er aber auch zu, daß der westliche Weg der älteste und während des Steinalters der wichtigste gewesen ist. Ich meinerseits möchte aus den bezüglich der Herkunft der Helmsdorfer Bronzen dargelegten Gründen annehmen, daß sowohl der Goldschmuck wie auch die Bronzen ebenfalls auf dem westlichen Wege oder die Elbe und

<sup>1)</sup> S. 91 u. 99.

<sup>2)</sup> Ebenda Anm. 4.

<sup>3)</sup> Ebenda S. 92.

<sup>4)</sup> S. 98.

Saale aufwärts ins Land gekommen sind. Denn war das in der jüngeren Steinzeit möglich, so doch erst recht in der ältesten Bronzezeit, und kam Bronze und Zinn aus England, so doch ebenso leicht, ja leichter Gold.

An dieser Stelle muß ich nun, wie ich oben S. 28 schon angedeutet habe, noch einmal auf die goldenen Hängespiralen des Helmsdorfer Fürstengrabes zurückkommen, deren Eigentümlichkeit vorzugsweise in einer starken Verbreiterung oder Verdickung der unteren Enden besteht, deren Gebrauchszweck aber noch strittig ist. Auch Montelius<sup>1)</sup> hebt ihre „eigentümlichen Anschwellungen“ hervor. Eine eingehende Untersuchung hat Hubert Schmidt diesen Schmuckstücken gewidmet, für die er verschiedene Grundformen ansetzt,<sup>2)</sup> und damit auch verschiedene Fabrikationsmittelpunkte. Die von uns entferntesten Fundstellen solcher Spiralen sind Troja und Mykene. In Troja kommen Hängespiralen mit nur anderthalber Windung vor, die zum Schatzfunde F gehören, den man mit Götze (bei Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 333 ff.) der zweiten oder dritten Ansiedelung zuzuweisen hat.<sup>3)</sup> Sie sind lediglich „ein einfacher, an den Enden verdickter, offener Ring, dessen Enden, wie bei der Spirale, übereinander greifen.“<sup>4)</sup> Eine Weiterbildung zeigen die mykenischen Spiralen, deren vordere Seite durch eine Bogenverzierung ausgezeichnet ist und deren Verdickungen zu breiten Bändern umgeformt sind.<sup>5)</sup> Zwischen diesen beiden Formen (der trojanischen und mykenischen) liegen — wie zwischen entgegengesetzten Polen — nach Schmidt die ungarischen Formen mit ihren mannigfachen Abwandlungen, als deren Fabrikationszentrum er wegen häufigen Vorkommens Siebenbürgen ansieht (S. 616). Ganz genau entsprechen die beiden Helmsdorfer Hängespiralen der von Schmidt mit B bezeichneten einfachsten Grundform, welche aus einem „offenen, länglich ovalen Ringe“ besteht, „dessen stark verdickte Enden übereinander greifen und hakenartig nach oben genommen sind“. Ein solches Exemplar aus dem Unterweißenburger Komitate befindet sich nach Angabe des Herrn Professor

<sup>1)</sup> Chronol. d. ältesten Bronzezeit, S. 99.

<sup>2)</sup> Schmidt, Hubert, Troja — Mykene — Ungarn. Archäologische Parallelen. (Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 36, S. 608 ff., Berlin, 1904.)

<sup>3)</sup> Eins von den beiden Paaren, die Schliemann kannte, befindet sich als No. 6014 u. 6015 in der Berliner Schliemann-Sammlung.

<sup>4)</sup> Abbild. a. a. O. Fig. 17 auf S. 620; hier abgebildet auf Tafel VI, Fig. 12.

<sup>5)</sup> Abbild. a. a. O. Fig. 7 und 8; hier abgebildet auf Tafel VI, Fig. 13 und 14.

Cserni im Karlsburger Museum in Siebenbürgen.<sup>1)</sup> „Der Querschnitt ist rund, also wahrscheinlich gegossen und gewalzt.“ Auch dies Merkmal trifft bei den Helmsdorfer Stücken zu. Ferner finden sich ebensolche Anhänger in Budapest und in Wien, doch stammen die letzteren ebenfalls aus Siebenbürgen. Eine Variante dieser Form,<sup>2)</sup> ein Unicum nach Schmidt, befindet sich im Universitätsmuseum zu Klausenburg (Kolozsvar) in Siebenbürgen. Diese Variante hat drei verdickte untere und zwei dünnere obere Windungen.

Ein weiteres Fabrikationszentrum dieser Schmuckformen ist nach Schmidt der Kaukasus, allerdings nicht in derselben Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit wie Siebenbürgen. Die kaukasischen Funde beschränken sich auf die länglich ovale Grundform der Spirale und unterscheiden sich von den ungarischen erstens in bezug auf das Material, insofern nur selten Gold, in der Regel Bronze verwendet ist, zweitens in bezug auf die Form, insofern die Verstärkungen der unteren Teile mehr in einer bandartigen Verbreiterung als in einer Verdickung bestehen.<sup>3)</sup> Auf eine offenbar später ausgebildete Sonderform der kaukasischen Gruppe „mit doppelter Rückbiegung und spiralförmiger Bildung der Drahtenden“ einzugehen, hat hier keinen Zweck, zumal diese Formen erst der Eisenzeit angehören.

Durch diese Nachweise ist aber der Kreis des Vorkommens dieser Spiralen noch nicht umschrieben. Denn auch in Böhmen und Mähren haben sie sich in Gräbern der frühesten Bronzezeit vom Aunjetitzer Typus bei liegenden Hockern gefunden, deren Grabbeigaben „nicht nur aus der für diese Epoche charakteristischen Keramik“, sondern auch aus „triangulären Bronzedolchklingen, Schleifen- und Säbelnadeln aus Bronze und Noppenringen aus Gold“ bestanden. „Die goldenen Hängespiralen kommen daselbst in den einfachen Grundformen A und B und in der Variation  $\beta$  — nach dem System Schmidts — also mit einfacher Rückbiegung vor.“

Schmidt ist nun zweifelhaft, ob man aus diesen Parallelfunden — deren nordwestlichster Vorposten die von mir gehobenen Helmsdorfer Hängespiralen sind — auf ein weiteres Fabrikationszentrum für diese Schmucktypen schließen dürfe oder nicht vielmehr Einfuhr aus Ungarn annehmen müsse, wagt aber nicht, sich zu entscheiden, weil er die böhmischen und mährischen Funde nicht selbst gesehen. Hervor-

<sup>1)</sup> Abgebildet bei H. Schmidt auf S. 619 Fig. 12; hier auf Taf. VI, Fig. 7 u. 8.

<sup>2)</sup> Abgebildet bei H. Schmidt auf S. 619 Fig. 15; hier auf Taf. VI, Fig. 9.

<sup>3)</sup> Abgebildet bei H. Schmidt auf S. 620 Fig. 18 u. 19; hier auf Tafel VI, Fig. 10 u. 11.

ragende Bedeutung spricht er ihnen aber zu. Ob jedoch seine Ansicht über die zeitliche Entwicklung der Formen und ihren Ausgangspunkt das Rechte trifft, das möchte ich bezweifeln. „Unter der Voraussetzung einer gesetzmäßigen, mit der Zeit allmählich fortgeschrittenen Entwicklung der Typen“ nimmt Schmidt die trojanische Form als Ausgangstypus an. Die mykenischen Formen und ebenso die spezifisch ungarischen erscheinen ihm als eine Wiederholung oder Weiterbildung der trojanischen Form. Die böhmisch-mährischen Funde, welche zweifellos der ältesten Bronzezeit angehören, stören diese Chronologie erheblich. Denn wenn sie (mit dem Helmsdorfer Funde) eine Ausstrahlung der ungarischen Typen wären, so müßten sie zeitlich hinter diese gestellt werden; das geht aber wegen ihres zweifellos hohen Alters nicht an. Darum stellt er die böhmischen Funde gleich hinter die trojanischen, denen er dann die Funde in den mykenischen Schachtgräbern und die der Blütezeit der mykenischen Kultur, sowie zuletzt die kaukasischen Funde (Gräberfeld von Koban) folgen läßt, die in die Eisenzeit hineinführen. Er gibt zu, daß in den vor-mykenischen Perioden nach Ausweis der Funde von Hängespiralen nordsüdliche Kulturströmungen bestanden haben, die bis in die Zeit der frühmykenischen Schachtgräber fortgedauert haben, die nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung etwa dem 18.—16. Jahrh. v. Chr. G. zuzuweisen sind, und setzt für die dritte Periode von Troja II, für die älteste ungarische Bronzezeit und für die Aunjetitzer Kultur als ungefähres Datum das Jahr 2000 v. Chr. G. an. Ja, er gibt zu, daß bezüglich der Armspiralen, Fingerspiralen und Hängespiralen mit Rückbiegung die Mittelmeergebiete die vom Norden empfangenden gewesen sind, so daß diese Formen unter dem Schmuck der mykenischen Fürsten in gewissem Sinne die barbarische Kunst vertreten, „weil sie auf einen nördlichen Kulturkreis zurückzuführen sind“. Es habe also zwischen den Mittelmeerlandern und Mitteleuropa eine gegenseitige Wechselwirkung stattgefunden, die sich im Geben und Nehmen geäußert habe. So verdanke Mitteleuropa dem Süden die sogenannte Schleifennadel<sup>1)</sup> und den Dolch mit Griffangel, der Süden aber (im besonderen der „ägäische Kulturkreis“) jenem die Typen der Hänge- und Armspiralen, die eine durchaus selbständige und eigenartige Kultur Mitteleuropas zweifellos machten. In der Folge freilich habe der Süden

<sup>1)</sup> Daß die Schleifennadel auch im Mansfeldischen vorkommt, davon weiß Schmidt offenbar noch nichts.

einen gewaltigen Vorsprung vor dem Norden gewonnen und immer mehr an den Norden abgegeben, der auch nicht annähernd wieder eine solche Kulturhöhe erreicht habe, daß er mit dem Süden hätte in Wettbewerb treten können.

Weiterhin spricht er sich noch bestimmter dahin aus, daß die besprochenen Typen — allerdings unter Voraussetzung einer alten Blütezeit der thrakischen Kultur — sich von Siebenbürgen aus nach Kleinasien und dem südlichen Teile der Balkanhalbinsel verbreitet haben und daß demnach langdauernde Kulturbeziehungen zwischen diesen Landschaften stattgefunden haben müßten, d. h. in nordsüdlicher Richtung sich bewegende Kulturströme, die im wesentlichen die vor- und frühmykenischen Epochen ausgefüllt haben müßten. Jedenfalls werde die Kluft zwischen Thrakischem und Mykenischem nicht allzu groß sein, wenn ihm auch Furtwängler<sup>1)</sup> zu weit zu gehen scheine, der die Thraker als Träger der mykenischen Kultur betrachte.

Wenn man diese Äußerungen Schmidts mit seinen ersterwähnten vergleicht, so sieht man bald, daß er sich schließlich selbst berichtigt hat, indem er nunmehr an Stelle von Troja Siebenbürgen zum Ausgangspunkte der besprochenen Kulturströmung macht. Aber man begreift nicht, warum er nun nicht noch weiter nach Nordwesten zurückgreift, nach Böhmen und Mähren, die selbst wieder vom Saalegebiet aus befruchtet worden sind, und wo sich diese „durchaus selbständigen und eigenartigen“ Erzeugnisse einer „barbarischen Kunst“ schon im Anfange der frühesten Bronzezeit nachweisen lassen. Sind diese Typen auf einen nördlichen Kulturkreis zurückzuführen, so wird man zutreffender behaupten können, daß sie von Nordostdeutschland ausgegangen, nach Ungarn (Siebenbürgen) übertragen, von da nach der Balkanhalbinsel und nach Kleinasien gelangt sind und zuletzt auch nach dem Kaukasus sich verbreitet haben.<sup>2)</sup>

Daß der Gebrauchszweck dieser Schmuckstücke noch strittig ist, habe ich schon erwähnt. Helbig hatte nach dem Vorgange von Schliemann diese Spiralen für Lockenhalter erklärt.<sup>3)</sup> Schmidt macht dagegen geltend, daß eine derartige Verwendung bei der einseitigen Verdickung, durch die der Schwerpunkt nach unten

<sup>1)</sup> Antike Gemmen III, 6.

<sup>2)</sup> Das Gräberfeld von Koban setzt man in den Beginn der Eisenzeit im Kaukasus, um 1000 v. Chr. G.

<sup>3)</sup> Schmidt a. a. O. S. 620.

verlegt werde, ausgeschlossen sei. Studniczka<sup>1)</sup> trat für ihre Verwendung als Ohrgehänge ein, und auch Schmidt behauptet zugunsten der Deutung auf Ohrgehänge, daß die Bedeutung dieser Ringe als Hängespiralen durch die Verdickung der unteren Enden gesichert sei und noch mehr durch den Umstand, daß solche Ringe bei kaukasischen Skeletten an der Stelle der Ohrmuscheln gefunden worden seien. Das scheint eine unwiderlegliche Begründung zu sein, ist aber eine solche in der Tat nicht. Auch ich war, wie ich schon erwähnte, wegen ihrer völlig gleichen Bildung und wegen ihres paarweisen Vorkommens beim ersten Anblick geneigt, die beiden Spiralen des Helmsdorfer Grabes für Ohrringe zu halten, gab aber diese Meinung alsbald wieder auf, weil die Ringe, die an ihrer stärksten Stelle 5 mm stark sind, ein recht großes Loch im Ohrläppchen erfordert hätten, und sodann, weil die beiden Stücke nicht in der Nähe der Ohren, sondern in der Gegend der Brust von mir gefunden wurden. Der Hinweis Schmidts auf die kaukasischen Skelette gewährt keineswegs eine sichere Deutung des Zweckes dieser Spiralen, denn die Ohrmuscheln liegen in nächster Nähe der Schultern oder Achseln. Sie können also ebensowohl an der Schulter oder am Halse gesessen haben. Immerhin gibt Schmidt zu, man könne sie nicht unmittelbar am Ohrläppchen hängend denken. Man müsse sich vorstellen, daß sie an einem um die Ohrmuschel gelegten Faden oder Bändchen befestigt gewesen sind oder an einem offenen goldenen Ringe gehangen haben. Die Vermittelung eines kleineren offenen Ringes würde das Natürlichste sein, falls sie als Ohrringe dienten; aber einen solchen habe ich trotz sorgfältigster Untersuchung im Helmsdorfer Grabe nicht entdecken können. Sehr beachtenswert erscheint mir daher eine Vermutung, die Herr Bergdirektor Geipel nachträglich mir gegenüber geäußert hat, nämlich daß die beiden Stücke, deren Länge 2,2, deren größte Breite 1,6 cm beträgt, Gewandnadeln seien, dazu bestimmt, auseinander strebende Teile eines schweren Gewandes oder Mantels zusammenzuhalten. Dem Zwecke der Durchschiebung durch ein am Saume vorgestochenes Loch würde dann die absichtliche, etwas stumpfe Zuspitzung der beiden Enden gedient haben, deren Verdickungen dann das Herausgleiten der beiden Säume zu verhindern bestimmt gewesen sein müßten. Falls diese Deutung zutrifft, würden wir in den beiden Stücken wohl die älteste Form der Sicherheitsnadel zu begrüßen haben. Die Verdickung und Verbreiterung der

<sup>1)</sup> Jahrbücher des Kaiserlich deutschen archäolog. Instituts 1896, XI, 285.

Enden würde gleicherweise zur Sicherung der Verbindung gedient haben. Die Auffindung solcher Stücke in der Schulter- oder Brustgegend der Skelette steht der Vermutung bestätigend zur Seite. Von einer anderen gleichzeitigen Form eines Gewandhalters oder Saumheftels wird bald bei Besprechung der Thierschnecker Grabhügel die Rede sein.

Doch noch eine weitere Frage drängt sich auf. Wie mag es gekommen sein, daß gerade die Landschaft an der unteren Saale die meisten und größten Goldfunde aus der ältesten Periode der Bronzezeit aufzuweisen hat? Da diese Gegend durch ein wenigstens einigermaßen beachtenswertes Goldvorkommen im heimischen Boden nicht ausgezeichnet ist, so müssen die hier gefundenen Goldsachen auf dem Wege des Tauschverkehrs, jedenfalls aber aus anderen Landen hierher gekommen sein. War aber dies der Fall, so fragt sich weiter, welches wertvolle Tauschmittel die Bewohner unserer Gegend wohl für jenes Gold zu bieten hatten. Wenn ich den Handel mit Bernstein, der ja in ältester Zeit ebenfalls aus der Gegend der Elbmündung von den südlichen Völkern bezogen wurde, hier aus dem Spiel lasse, so liegt es am nächsten, an das Salz zu denken, das in vorgeschichtlichen Zeiten ein Tauschmittel von höchstem Werte war. „Die Salzwerke von Halle — meint Montelius<sup>1)</sup> — waren ohne Zweifel schon in dieser alten Zeit von Bedeutung.“ Diese Annahme findet ihre Stütze besonders durch den nur aus keltischer oder griechischer Sprachwurzel erklärbaren Namen von Halle, welcher auf eine weit in vorgeschichtliche Zeit zurückreichende Kenntnis der Hallischen Salzbrunnen hinweist. Das hier gesottene und als Tauschmittel verwendete Salz muß dem Erzeugungsorte und auch den Anwohnern der dorthin führenden Handelspfade einen gewissen Reichtum zugeführt haben, sei es nun als Preis für das erhandelte Salz, sei es als einen Tribut oder Zoll, den die Fürsten der Umgebung von den fremden Salzkäufern für freien Durchzug und Schutz erhoben haben werden, wie ja noch bis in die neueste Zeit die Negerhäuptlinge oder Sultane in Deutsch-Ostafrika von reisenden Händlern einen solchen Zoll, Hongo genannt, zu erheben pflegten, der meist aus einem Teil ihrer Waren oder aus Schmucksachen bestand.

In späterer Zeit sehen wir dieselbe Erscheinung, nämlich Reichtum an Kupfer-, Bronze- und Goldfunden in einer anderen an Salz reichen Gegend, um Hallstatt in Österreich, sich wiederholen. Auch

<sup>1)</sup> S. 77.

Schliz in Heilbronn<sup>1)</sup> ist der Ansicht, daß die Salzstraßen, welche von den einen offenen Auslauf zeigenden Quellen von Niedernhall, Kirchberg, Offenau und Hall ausgingen, für die Besiedelung des fränkischen Unterlandes in Württemberg bestimmend gewesen sind. Allerdings sind dort nur zwei Grabhügel aus der älteren und mittleren Bronzezeit bekannt, welche an solchen Salzwegen (am Schweinsberg) liegen und deren gewaltige Steinsätze Schliz für einen Ausklang der nordischen Urheimat ihrer Erbauer ansieht. Der Wellenschlag dieser Einwanderung hat sich nach seiner Annahme aus der Urheimat der Germanen in der Richtung von Norden nach Süden nicht nur bis nach Böhmen und Oberbayern, sondern auch bis nach Südwestdeutschland erstreckt. Auf diese Völkerwanderung komme ich später wieder zurück.

Wenn das Vorkommen zinnreicher Bronze im Helmsdorfer Fürstengrabe uns — allerdings ohne wirklich zwingenden Grund — zu nötigen schien, dieses Grab und seinen Inhalt an das Ende der ersten Periode der ältesten Bronzezeit zu setzen, so scheint im Gegensatz dazu die doch unabweisbar zur selben Zeit geschehene Bestattung eines Schnurkeramikers zusammen mit einem Angehörigen der ältesten Bronzezeit uns zu nötigen, das Alter des Helmsdorfer Hügels noch vor diese Zeit zu setzen. Zwar hat sich die lange Zeit herrschende Meinung, daß die Periode der Schnurkeramik die älteste oder doch eine der älteren der jüngeren Steinzeit sei, als unhaltbar erwiesen, aber daß sie dem Bronzealter vorangegangen ist, wird nicht bezweifelt. Namentlich hat Höfer<sup>2)</sup> durch seine sorgfältigen Beobachtungen bei der Ausgrabung des Baalberger Hügels die Ansichten über das Alter der Schnurkeramik wesentlich beeinflußt. Mag manchem der von ihm geführte Nachweis vielleicht nicht als ein unbedingt zwingender erscheinen, so hat er es doch höchst wahrscheinlich gemacht, daß die Zeit, in welcher die Schnurkeramik herrschte, als die jüngste Periode der jüngeren Steinzeit bezeichnet werden muß. Ähnliche Gedanken waren auch mir schon gekommen, als ich im Jahre 1899 im Kloßholze (in der Flur Kirchscheidungen a. d. Unstrut) einen ansehnlichen Hügel von 1,5 m Höhe und ungefähr 12 m Durchmesser aufdeckte und in einem der darin enthaltenen Steinkistengräber als Mitgift eines Hockers bei einer schnurverzierten Amphora und einem

<sup>1)</sup> Schliz, Die Sammlungen des historischen Museums in Heilbronn. Heilbronn 1906, S. 41.

<sup>2)</sup> Jahresschrift f. Vorgesch. IV, S. 96 Anm. 1, desgl. S. 97 u. 110.

Jahresschrift. Bd. VI.

ebenso verzierten Becher eine große Bronzenadel mit scheibenförmigem, durchlocthem Kopfe vorfand,<sup>1)</sup> aber die aus diesem, damals mir höchst rätselhaft erscheinenden Beisammensein sich ergebende Folgerung wagte ich damals noch nicht zu ziehen, weil ich sie erst auch noch anderweitig bestätigt finden wollte.

Nun hat mich aber das Ergebnis der Analyse der Helmsdorfer Bronzen veranlaßt, auch die Kirchscheidunger Scheibennadel einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Auf mein Ersuchen war Herr Rentmeister Kuntze in Burgscheidungen bereit, ein Stückchen der Nadel zu diesem Zwecke zu opfern, und Herr Hütteninspektor Koch hat auch in diesem Falle die Güte gehabt, die Untersuchung vorzunehmen. Sein Bericht lautet wortgetreu, wie folgt:

„Die am 4. Mai cr. im Laboratorium abgegebene Nadel No. 77 (diese Nummer führt nämlich die Nadel im Burgscheidunger Museum) enthält:

81,54%	Kupfer
10,57%	Zinn

Sa. 92,11 %.

Die Nadelspitze wurde so, wie sie war, also mit dem grünen Beschlage, eingewogen. Dadurch entsteht die Analysendifferenz von 7,89% (= Sauerstoff und Kohlensäure des grünen Kupfersalzes, in welchem Phosphorsäure nicht nachgewiesen werden konnte).

Auf die rein metallische Substanz berechnet, sind in 100 Teilen Bronze enthalten:

88,5%	Kupfer
11,5%	Zinn.

Blei und Nickel sind nur in geringen, quantitativ nicht bestimmbarcn Spuren vorhanden.“

Dieses Ergebnis der Analyse stimmt in so auffälliger Weise mit dem der Analyse der Helmsdorfer Bronzen überein, daß man betreffs beider Gruppen von Gegenständen dieselbe Herkunft, nämlich Einfuhr von den britischen Inseln her annehmen muß. Die Entfernung der beiden Fundorte, nämlich Helmsdorf und Kirchscheidungen, voneinander beträgt in der Luftlinie 41 km oder fast  $5\frac{1}{2}$  Meilen. Sie ist klein genug, um die Verschiebung britischer Fabrikate bis an die Unstrut begreiflich zu finden. Ja, noch über die Unstrut nach Süden hinaus müssen letztere gegangen sein. Das beweisen die zwei Metall-

<sup>1)</sup> Beschrieben und abgebildet in den Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum der Provinz Sachsen II, S. 94 u. 95.

spangen, welche einem bei Thierschneck in einem Hügel beigesetzten Skelette außer einem kleinen, becherförmigen Tongefäße und einer säbelförmig gekrümmten Aunjetitzer Ösennadel beigegeben waren und deren Oberfläche silberartig glänzte. Nach einer chemischen Untersuchung des Materials ergab sich, daß die Bronzemischung aus 25,03% Zinn und 74,58% Kupfer bestand, zu welchem sich nur noch 0,35% Eisen gesellte. Außerdem hatten die Spangen noch einen dünnen Zinnüberzug.<sup>1)</sup>

Diese reichliche Verwendung von Zinn bei sogen. „Aunjetitzer“ Bestattungen ist geeignet, meine Behauptung, daß die ihnen beigegebenen Bronzesachen, wenigstens innerhalb des Saalegebietes, britischen Ursprungs seien, aufs beste zu stützen.

Übrigens können diese beiden offenen Bronzeringe mit stark verjüngten Enden, da ihr Längendurchschnitt nur 6 cm beträgt, keine Armringe oder nur für kindliche Personen bestimmt gewesen sein. Auffällig war, daß ihre Enden und ihre Mitte glänzten, wogegen zwei Seitenzonen eine rostige Kruste zeigten. Dieselbe Erscheinung zeigte sich auch an der beigegebenen Säbelsichel mit Öse, denn zwei Stellen an ihr waren glänzend, andere zwei aber mit einer krustigen Patina überzogen. Wenn Eichhorn deshalb der Meinung ist,<sup>2)</sup> die krustigen Stellen müßten in der einstigen Bekleidung gesteckt haben, so kann ich ihm nur beistimmen, möchte aber eben deshalb auch annehmen, daß auch die beiden Bronzespangen als Gewandnadeln oder Saumhalter gedient haben, die vermitteltst eines oder mehrerer in den Säumen vorgesehenen Löcher jene zusammenzuhalten bestimmt waren. In diesem Falle würden sich die an ihnen wahrnehmbaren Krustenzonen am einfachsten erklären.

Angesichts aber des gleichzeitigen Vorkommens einer durch Schnurkeramik gekennzeichneten Bestattung im engsten Verbande mit einer bronzezeitlichen kann nicht der geringste Zweifel mehr bestehen, daß Höfer recht hatte, wenn er die Schnurkeramik als die letzte aller Verzierungsformen der neolithischen Keramik Deutschlands bezeichnete. Ja, man wird nun nach den Ergebnissen der Helmsdorfer Ausgrabung noch weiter gehen und behaupten dürfen, daß die Periode der Schnurkeramik noch mit dem Anfange der ältesten Periode der Bronzezeit zusammenfällt. Schon Reinecke hat in der Westdeutschen Zeitschrift XIX, S. 226 („Zur jüngeren Steinzeit in

<sup>1)</sup> Zeitschr. f. thüring. Gesch. u. Altert. XXV, S. 109—111, Fig. 159 u. 160.

<sup>2)</sup> A. a. O. S. 111.

West- und Süddeutschland<sup>4)</sup> darauf hingewiesen, daß in England schnurverzierte Gefäße vorkommen, die zweifellos der frühesten Bronzezeit (Aunjetitzer Hocker) angehören.<sup>1)</sup>

Demnach ist es nicht allzu verwunderlich, wenn wir hier einen Schnurkeramiker in engster Verbindung mit einem der Aunjetitzer Kultur zuzuweisenden Grabe finden. Zugleich dürfte auf Grund der Wahrnehmung, daß hier ein Schnurkeramiker einen Vertreter der ältesten Bronzezeit, sei es nun als Opfer oder als Diener, in den Tod hat begleiten müssen, die Folgerung berechtigt sein, daß die Leute der Schnurkeramik, nachdem sie vorher die bandkeramische Bevölkerung unterworfen hatten, später von dem Volke, welches durch die Erzeugnisse des Aunjetitzer Typus gekennzeichnet ist, in den Stand der Hörigkeit oder irgend welcher Dienstbarkeit versetzt worden sind. Da nun diese letztere Bevölkerung nach Kossinnas ansprechender Ansicht dem Norden entstammt<sup>2)</sup> und in der ersten Periode der Bronzezeit, also etwa um das Jahr 2000 v. Chr. G. (oder noch früher), einen doppelten Vorstoß, im Osten von dem Odergebiete aus nach Osten und Südosten, im Westen dagegen von der Elbe und Saale aus bis nach Böhmen, Mähren und Niederösterreich gemacht hat, von wo aus sich diese nordischen Stämme, wie die Fundstatistik lehrt, bald südwärts weiter bis nach Bosnien verbreitet haben, so wird man auf Grund des Helmsdorfer Grabfundes annehmen dürfen, daß gegen Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. G. das jetzige Ostthüringen von einem aus dem Norden kommenden Erobererschwarme indogermanischen Ursprungs überzogen worden ist, der die bis dahin als Herren im Lande waltenden Leute der Schnurkeramik in Dienstbarkeit herabgedrückt hat.<sup>3)</sup> In diesen indogermanischen Völkern nun, die uns

<sup>1)</sup> So auch Höfer in der Jahresschrift f. Vorgesch. I, S. 37, Anm. 1.

<sup>2)</sup> A. a. O. S. 205.

<sup>3)</sup> Über die Gräber mit Schnurkeramik im nordöstlichen Thüringen, die ich in großer Zahl habe nachweisen können, geben folgende Abhandlungen von mir Auskunft: Größler, Geschlossene vorgeschichtliche Funde aus den Kreisen Mansfeld (Gebirge und See), Querfurt und Sangerhausen (Jahresschrift für Vorgesch. I, 125—144, Halle, 1902, und III, 97—107, Halle, 1904). Ferner: Größler, Vorgeschichtliche Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen a. d. Unstrut, Kreis Querfurt (Mitteil. aus dem Provinzialmuseum der Prov. Sachsen II, 70—104, Halle, 1900, und Jahresschr. für Vorgesch. I, 88—116, Halle, 1902). Endlich meine Abhandlung: Die schnurverzierten Gefäße in der Sammlung des Mansfeldischen Geschichts- und Altertumsvereins zu Eisleben (Mansf. Blätter XX, 224—240, Eisleben, 1906). Allen sind zahlreiche Abbildungen beigegeben. Neuerdings ist auch wieder ganz in der Nähe des Helmsdorfer Grab-

die Gräber des Aunjetitzer Typus hinterlassen haben, aber bereits in der ersten Periode der Bronzezeit wieder weiter nach Süden gezogen sein müssen, ist Kossinna aus hier nicht näher darzulegenden Gründen geneigt, die Anfänge oder Vorfahren derjenigen Stämme zu erblicken, welche später unter dem Namen Illyrier und Griechen<sup>1)</sup> geschichtliche Bedeutung erlangt und gegen Ende ihrer großen Wanderung zunächst die Westhälfte der Balkanhalbinsel besetzt haben,<sup>2)</sup> von da aus aber später nach Mazedonien und Thessalien, Hellas, der Peloponnesos und den Inseln des Ägäischen Meeres vorgedrungen sind. Aus den in Norddeutschland zurückgebliebenen Resten dieser Bevölkerung und deren Nachkommen haben sich dann — wiederum nach Kossinnas Annahme — im Laufe von fast zwei Jahrtausenden die Germanen entwickelt,<sup>3)</sup> die dann gleichfalls einen weltgeschichtlich bedeutsam gewordenen Vorstoß nach Süden gemacht haben, der schließlich zu einem Zusammenstoße mit der inzwischen aufgekommenen römischen Weltmacht wurde. Falls diese Annahmen begründet sind, und die Archäologie läßt sie begründet erscheinen, so haben wir in dem Helmsdorfer Fürstengrabe ein frühestes Denkmal der Ahnen unseres eigenen Volkes zu erblicken.

### N a c h t r a g .

Unerwarteterweise machte sich nicht lange nach der Abtragung des großen Hügels (oder genauer nur seines mittleren Ausschnitts), welcher des Bahnbaues wegen zunächst hatte beseitigt werden müssen, noch ein Nachtrag nötig. Es kamen nämlich bei der weiteren Abtragung der Aschenunterlage des südlichen Kegelabschnitts innerhalb der Entfernung von 11 bzw. 13 m (vom Mittelpunkte des Hügels aus gerechnet) mehrere steinzeitliche Bestattungen zum Vorschein, über welche hier noch berichtet werden muß, weil sie offenbar zu dem Hauptgrabe in unmittelbarer Beziehung stehen.

Am 28. Mai 1907 erhielt ich von Herrn Bergdirektor Geipel die briefliche Nachricht, daß man bei weiteren Ausschachtungen der

Hügels ein Hockergrab mit Schnurkeramik innerhalb des neuen Fördermaschinenhauses auf dem Paulsschachte im November 1906 gefunden worden. Näheres über diesen Fund im Nachtrage.

<sup>1)</sup> So würde sich auch der von dem deutschen Namen Salz abweichende Name Halle (= griech. ἄλας) erklären.

<sup>2)</sup> Ebenda S. 212 u. 213.

<sup>3)</sup> Ebenda S. 208.

Bergwerksbahn südlich von dem Fürstengrabe noch auf zwei Steingräber gestoßen sei, die man der Beschreibung nach für Hockergräber halten müsse. Da diese Gräber den Arbeiten hinderlich seien, so müßten sie beseitigt werden, und zwar sollte die Eröffnung schon am nächsten Tage stattfinden. Leider konnte ich der freundlichen Einladung, an dieser Eröffnung teilzunehmen, aus dem Grunde nicht folgen, weil ich von einer mehrere Tage zuvor unternommenen Reise noch nicht zurückgekehrt war, und so fand denn am 29. Mai 1907 die Öffnung der beiden Gräber ohne mich statt. Doch hat Herr Direktor Geipel alle Fundumstände so sorgfältig beobachtet und mir mitgeteilt, daß nichts, was für die Wissenschaft von Wert ist, übersehen sein dürfte, zumal ich mich bereits am 2. Juni bei ihm nach dem Verlauf der Ausgrabung erkundigen konnte. Weitere Mitteilungen empfang ich außerdem auf meine Fragen von Herrn Bahnassistent Corsa, als ich am 17. Juni zusammen mit Herrn Architekt Kutzke den Paulsschacht besuchte. Da nämlich die beiden Steinkisten nicht allzuviel Raum einnahmen, so waren sie vor dem Geschick der Abtragung bewahrt geblieben und von Herrn Corsa durch eine Bretterhülle geschützt worden, die erst nach unserer Ankunft abgehoben wurde. Infolge dieser dankenswerten Fürsorge konnte nicht nur die Beschaffenheit der beiden Steinkisten, sondern auch ihre Lage zueinander und zu dem Hauptgrabe des Hügels genau festgestellt und eine Zeichnung von ihnen aufgenommen werden.

Auf Grund also der von den Herren Geipel und Corsa mündlich mir erteilten Auskünfte und nicht minder auf Grund der von mir und Herrn Kutzke vorgenommenen Besichtigung und Vermessung läßt sich folgendes mit voller Sicherheit über die nach Süden zu gelegenen Bestattungen aussagen. (Vgl. den Plan No. 6 auf Taf. IX.)

Da der Halbmesser des Grabhügels, wie schon früher bemerkt worden, 17 m betrug, die nördlichen Ecken der beiden Steinkisten aber, wie eine Messung ergab, nur 10,80 m von dem noch sicher feststellbaren Mittelpunkt des Hügels entfernt waren, so ist klar, daß diese Kisten zwar außerhalb der den Steinkegel umschließenden Steinmauer, aber noch unter dem den Steinkegel überdeckenden Erdmantel gestanden haben, und zwar so, daß die obere Hälfte ihrer Wandungen noch von tiefschwarzer, aschiger Erde umgeben, ihre untere Hälfte aber in den anstehenden gelben Löß eingelassen war. Sie müssen also zu dem Hauptgrabe eine unmittelbare Beziehung haben und zu gleicher Zeit mit ihm angelegt worden sein. Die Unterkante der stehenden Platten erreichte eine Tiefe von durchschnittlich

1 m. Die innere Tiefe aber, von der Oberkante bis zum Innenboden, betrug nur 60 bzw. 53 cm. Beide Kisten sind aus Sandsteinplatten von durchschnittlich 15—20 cm Stärke aufgebaut, welche so weit behauen worden sind, daß ihre Ränder gut aneinander schließen. Überdies sind die Fugen zwischen den Platten sorgfältig mit einem sandigen, grauen Ton ausgestrichen, der nur an wenigen Stellen sich abgelöst hatte. Auch waren beide mit je drei, durchschnittlich 15 cm starken, annähernd gleich großen und gut abgepaßten Steinplatten zugedeckt, die von Langseite zu Langseite reichten, nun aber von den Kisten abgehoben waren. Ihr Boden war nicht gepflastert, sondern wird von dem anstehenden Löß gebildet. (Vgl. Taf. IX, Fig. 7, A—D.)

Die westlich stehende Steinkiste (A) ist von Westnordwest nach Ost-südost gerichtet. Sie hat die Gestalt eines nach Osten zu sich verjüngenden Paralleltrapezes. Ihre Wandung besteht aus nur vier Platten von ungleicher Größe. Die westliche hat 0,90, die nördliche 0,77, die östliche 0,63, die südliche 1 m Länge. Die innere Tiefe beträgt 60, die lichte Länge 70—75, die lichte Breite 55—44 cm. Die Deckplatten hatten so dicht aneinander geschlossen, und desgleichen die Wände, daß der Innenraum nur in Höhe von 8—10 cm mit feiner, schwarzer, aschiger Erde bedeckt war, die nach und nach durch die undicht gewordenen Fugen der Deckplatten hindurchgerieselt sein muß. Der übrige Raum war hohl. Außer einem vermorschten Schenkelknochenstückchen wurde in der Kiste nichts gefunden. Der hier bestattete Tote muß noch im Kindesalter gestanden haben.

Die östlich stehende Steinkiste (B), deren westlichste Ecke von dem Ostrande der westlichen Kiste nur 1,05 m entfernt war, ist etwas niedriger und schmaler als jene, aber ziemlich ebenso lang und ebenso sorgfältig gebaut. Diese Kiste ist ein wenig von Südwest nach Nordost gerichtet. Beide Gräber scheinen also der Richtung des Hügelumfanges bezüglich ihrer eigenen Richtung angepaßt worden zu sein. Ist das aber absichtlich geschehen, so müssen sie auch dem Fürstengrab gleichzeitig sein. Ausgeschlossen ist natürlich nicht, daß die konzentrische Lage bei gleicher Entfernung eine zufällige ist. Jede Langseite der östlichen Kiste (in der Richtung von West nach Ost) besteht aus drei fast genau gleich großen (jede oben über 30 cm lang), offenbar behauenen Platten, deren gemeinsame und gleichmäßig fortlaufende Oberkante 96 cm Länge hat. Die Schmalseiten bestehen aus nur je einer Platte von 35 cm Länge, die innerhalb der Langseiten rechtwinklig zu ihnen gesetzt ist. Die äußere Länge der Schmalseiten beträgt 55 cm, woraus sich ergibt, daß die Stärke der Platten durch-

schnittlich 10 cm beträgt. Nach unten zu, bis zur Unterkante, sind sie etwa 80 cm lang; die innere Tiefe bis zu dem Lößboden beträgt nur 53 cm. Die Platte der östlichen Schmalseite ist etwas dünner als die andere und darum durch eine schräg an sie gelehnte, etwa 25 cm breite Platte gestützt. Über die Beschaffenheit der Decke ist schon das Nötige gesagt.

In dieser Kiste lag eine größere Anzahl dünner Menschenknochen an der Westwand in einem Häufchen beieinander; von einem Schädel aber waren nur zwei kleine Bruchstücke zu entdecken; er muß also im Laufe der Jahrtausende fast völlig vergangen sein. Der Tote muß, nach den zarten Knochen zu schließen, ebenfalls im Kindesalter gestanden und, wenn er, wie der Befund anzunehmen nötigt, mit dem Rücken an die westliche Wand gelehnt war, als sitzender Hocker sein Gesicht nach Osten gekehrt haben. Hier fehlte eine Beigabe nicht. Denn an der südlichen Langseite stand ein kleines, völlig wohl erhaltenes, gehenkelt, schnurverziertes Gefäß,<sup>1)</sup> welches als ein Mittelding zwischen Topf und Becher bezeichnet werden kann. Seine Höhe beträgt 8,1 cm. Der Durchmesser der Öffnung mißt 9,5, der des Bauches 10, der des Bodens 6 cm. Der Umbruch liegt nur 2,8 cm über dem Boden. Der vom Bauche nicht scharf geschiedene Hals ist höher als ersterer. Der kleine Henkel des hellbraunen Töpfchens reicht von der Umbruchstelle bis nicht ganz zur Mitte des Halses. Diese Henkelstellung erinnert sofort an eine Eigenheit des Bernburger, aber noch mehr des Aunjetitzer Typus. Man vergleiche nur die im zweiten Hügel des Ellrich bei Thierschneck gefundene Aunjetitzer Tasse (Fig. 154 in der Zeitschr. f. thüring. Gesch. XXV) mit der eben besprochenen. Den in sanftem Bogen eingezogenen Hals umziehen, 1,5 cm unterhalb des Randes beginnend und bis zum Loche des Henkels reichend, neun Reihen von Schnureindrücken, die sehr sauber ausgeführt sind, so daß man meinen könnte, sie seien mit Hilfe von Roßhaarschnüren hergestellt worden. Unterhalb dieses breiten Schnurengürtels umgibt den Oberbauch eine aus senkrechten, kurzen Schnurlinien bestehende Verzierung, welche einem aus Fransen gebildeten Gürtelbehang ähnlich ist. Die Eindrücke dieser kleinen schnurähnlichen Verzierung scheinen nur eine Nachahmung zu sein, indem etwa mit einem spitzen Knöchelchen 2—3 schräge Einkerbungen untereinander gesetzt wurden. Im ganzen wird man diese Gefäßform als eine vermittelnde Form zwischen norddeutscher und Schnurkeramik ansehen dürfen.

<sup>1)</sup> Abgebildet auf Taf. IX, Fig. 1.

Nun lag aber unmittelbar südlich von dem Zwischenraume der beiden Steinkisten noch ein länglicher, von Süden nach Norden gerichteter Steinhaufe (C), der mit den beiden Steinkisten zusammen ziemlich genau ein gleichschenkliges Dreieck bildete. Anfangs sah man in ihm nichts weiter als einen Haufen ohne Bedeutung und Zweck. Als er aber abgeräumt wurde, erwies er sich als die flachkegelförmige Bedachung eines Grabes, welches aus einer in den gelben Löß eingetieften, von Süden nach Norden gerichteten, ziemlich breiten Mulde bestand, deren Sohle ungefähr 40—50 cm tiefer lag als die der beiden Steinkisten. Sowohl diese tiefere Lage wie auch die abweichende Art der Bestattung macht es fraglich, ob diese Bestattung nicht etwa älter ist als die beiden Steinkisten. Da aber die kegelförmige Steinbedeckung noch über der ehemaligen Oberfläche des Geländes lag, so ist trotz der abweichenden Bestattungsweise die Gleichzeitigkeit doch wahrscheinlich. In der nördlichen Hälfte dieser Mulde nun fand man einen noch ziemlich gut erhaltenen Menschenschädel, der aber doch so mürbe war, daß er bei der Herausnahme in viele kleine Stücke zerbrach. Die mir zu Gesicht gekommenen Bruchstücke sind so dünn und zart, daß der Schädel höchstens einem auf der Grenze des Knaben- und Jünglingsalters stehenden Menschen angehört haben kann. Von Zähnen habe ich nichts mehr vorgefunden; es scheinen sich keine erhalten zu haben.<sup>1)</sup> Merkwürdigerweise fanden sich aber außer diesem Schädel gar keine anderen Teile des Skeletts, so daß man annehmen muß, daß er dem Toten abgeschnitten und gesondert beigesetzt worden ist. Dagegen kamen nur 15—20 cm weiter nach Süden zwei Gefäße aus Ton zum Vorschein, deren größeres aufrecht stand und mit verbrannten Menschenknochen angefüllt war, wogegen das kleinere leer war und südwärts neben ihm lag. Um die Gefäße herum lagen kleine Stückchen Holzkohle; überhaupt war der Boden der Mulde mit holzkohlenhaltiger Erde bedeckt. Weitere Beigaben fanden sich nicht vor.

Diese eben geschilderten Fundumstände haben eine merkwürdige Parallele in der Lebensbeschreibung des heiligen Arnulf, woselbst erzählt wird, Arnulf habe, als er mit dem Könige Dagobert eine Reise nach Thüringen gemacht habe, einen Kranken durch sein Gebet und durch Waschungen geheilt, welchem sein Verwandter in seiner Ratlosigkeit nach Heidenbrauch schon den Kopf hätte abschneiden

<sup>1)</sup> Nachträglich jedoch ist mir zu Ohren gekommen, daß einer der an der Aufdeckung Beteiligten ein Gebiß an sich genommen hat, um die Zähne desselben für sich und seine Freunde als „Talisman“ zu verwenden.

wollen, um dann den Körper den Flammen zu übergeben („nil angustianti aliud consilii aderat, nisi languentis capite amputato more gentilium cadaver ignibus comburendum traderetur.“<sup>1)</sup>)

Die beiden, dem nicht verbrannten Schädel beigegebenen Gefäße waren folgender Art: das größere, das man als eine Schüssel oder einen Napf<sup>2)</sup> bezeichnen kann, hat eine wohlgeglättete, teils hell-, teils dunkelbraune Außenseite. Es ist 12,8 cm hoch. Der Durchmesser seiner Öffnung mißt 16,1; der des Bauches 17,7; der des Bodens 8 cm. Der 6,5 cm hohe Oberteil, den man als Hals bezeichnen könnte, hat die Gestalt eines stark abgestumpften Kegels. Die Umbruchstelle liegt dicht unterhalb des Halses. Sie ist bis zur Hälfte von einer 21 cm langen und 1 cm abstehenden Angriffsleiste umzogen, welche in der Mitte ihrer Oberfläche zwei senkrechte Durchbohrungen von wenigen mm Weite zeigt, die durch einen Zwischenraum von 4,5 cm voneinander getrennt sind. Diese erhöhte Leiste endet beiderseits zunächst in der Form eines schräg geschnittenen Federkiels, dessen unterer Rand sich auf der gegenüber liegenden, nur 20 cm langen Hälfte des Umbruchs nur als eine schwachrippige Erhebung fortsetzt, wogegen der obere als eine nur 4 mm breite und ganz flache Leiste verläuft, welche — den Durchbohrungen gerade gegenüber — in zwei sich gegeneinander in scharfem Winkel aufbäumenden Haken endet, welche eine große Ähnlichkeit mit dem Vorderstück von Schlittenkufen haben. — Weiter nach unten verzüngt sich das Gefäß mit ausgebauchter Wandung stark bis zu dem verhältnismäßig kleinen Boden hin, so daß der untere Teil einem Kugelabschnitt ähnlich ist.

Das kleinere Gefäß ist eine Tasse,<sup>3)</sup> aber insofern eine mißratene, als der Rand der dem Henkel gegenüber liegenden Seite fast in spitzem Winkel nach Art eines Ausgusses zusammengedrückt ist. Ganz ausgeschlossen wäre es ja wohl nicht, daß diese Form beabsichtigt ist. Dann wäre diese Tasse eine Vorläuferin der jetzt bei der Pflege kleiner Kinder gebräuchlichen Schnabeltassen. Die Farbe ist hellgrau. Die Tasse ist 6,5 cm hoch. Der Durchmesser der Öffnung ist sehr ungleich; im Durchschnitt beträgt er 9 cm; der des Bodens kommt mit 6,5 cm der Höhe gleich. Der Henkel beginnt erst fast 2 cm unter dem Rande und reicht bis 1 cm über dem Boden. Er ist fast 3,5 bis 4 cm lang, 3,5 cm breit und nur 0,5 cm dick. Diese Beschaffenheit des Henkels, seine Breite, Dünne und Stellung weist das Gefäß dem

<sup>1)</sup> Script. Rer. Meroving. II p. 436 cap. 12.

<sup>2)</sup> Abgebildet auf Taf. IX, Fig. 2 a und b (von zwei Seiten).

<sup>3)</sup> Ebenda Fig. 3.

Bernburger Typus zu. Nicht minder wird die Urne trotz ihrer Brandknochen wegen ihrer senkrecht durchbohrten Angriffsleiste demselben Typus zuzuweisen sein.<sup>1)</sup> Allerdings dürfte hier wohl der erste Fall vorliegen, daß innerhalb des Bernburger Kulturkreises eine — wenn auch nur zum größten Teil stattgehabte — Verbrennung eines Toten festgestellt worden ist. Die Knochen als Beweise beider Bestattungsarten liegen in der Urne.

Endlich ist noch zu bemerken, daß unweit von diesem Grabe mit Bernburger Gefäßen nach Osten zu außerhalb der Mulde noch ein Skelett (D) gefunden wurde, das 15—20 cm tiefer lag als die Gefäße und der Schädel der Bestattung C. Der Schädel war zwar in den Umrissen noch erkennbar, konnte aber nicht geborgen werden. Es machte den Eindruck, als ob dieser Tote sitzend, mit dem Gesichte nach Osten gewandt, bestattet worden wäre. Leider war ihm nichts mitgegeben.

Alle diese zwar schon außerhalb der Ringmauer, aber noch unter dem Erdmantel des Hügels und sogar noch 5—6 m vom Außenrande des Hügels entfernt, in seinem Inneren gefundenen Bestattungen veranlassen mich, nochmals auf meine frühere Annahme zurückzukommen, daß die in dem Hügel selbst und in der Nähe des Fürsten beigesezten Toten als seine Diener und Gefolgsleute — vielleicht auch als Kriegsgefangene — ihm in den Tod haben folgen müssen, ein Brauch, der sich auch in den späteren vorgeschichtlichen Perioden, bis an die geschichtliche Zeit heran, erhalten hat. So wurden zu Ehren des erschlagenen griechischen Helden Patroklos nicht nur Schafe, Rinder, Rosse und Hunde, sondern auch zwölf gefangene Troer geschlachtet und mit ihm verbrannt. Vor dem Eingange zu den Schachtgräbern von Mykene fand man sechs Menschengeriippe übereinander, umgeben von Tierknochen und Scherben. Man hat wohl mit Recht vermutet, daß diese Skelette solche von Sklaven und Kriegsgefangenen sind, die

<sup>1)</sup> Höfer bezeichnet (in der Jahresschrift für Vorgeschichte III, S. 136) die senkrecht durchbohrten Ansätze und Wülste mit Recht als eine Eigentümlichkeit des Bernburger Typus, die auf Verwandtschaft mit der Keramik der Ganggräber und Riesenstuben hindeute. Diese Behauptung wird durch das eben beschriebene, mit einer zweifellos echten Bernburger Tasse zusammen gefundene Gefäß mit Brandknochen durchaus bestätigt. Die mit Steinschichten bedeckten Erdgräber dieses Typus (Mulden ohne Steinkiste) weist Höfer (a. a. O. S. 137) der vierten Stufe dieses Typus zu (bei Montelius Periode IV) und behauptet demgemäß, daß der Bernburger Typus sich bis zur Zeit der beginnenden Metalleinfuhr gehalten haben müsse, weil die Gefäße des Anjettitzer Typus sich eng an gewisse Formen des Bernburger Typus anschließen. Der Beweis für diese Behauptung liegt hier vor.

vor den Gräbern geopfert und an der Stelle der Opferung begraben worden sind.<sup>1)</sup> So berichtet auch Herodot, daß man den Königen der Skythen eins ihrer Weiber, ihren Mundschenk, ihren Koch, ihren Pferdewärter, ihren Botenläufer, Pferde und allerlei Gerät und Schmuck ins Grab mitgegeben habe.<sup>2)</sup> Endlich mag auch noch auf das dritte Sigurdslied der Edda hingewiesen werden, in welchem Brynhild den Gunnar bittet, damit ihre Fahrt ins Jenseits nicht ärmlich sei, ihr und Sigurd zur Seite, zu den Häupten und zu den Füßen je zwei Kämmerlinge nebst zwei Habichten und außerdem noch fünf Mägde und acht Diener verbrennen zu lassen, die ihr Vater ihr bei ihrer Geburt als Spiel- und Speisegenossen geschenkt habe. Man sieht, eine Ehren- und Vertrauensstellung bei Hofe war damals etwas recht Bedenkliches.

Nunmehr dürfte es aber auch geboten erscheinen, die Frage zu erörtern, wie weit zurück sich überhaupt Feuer in, auf und neben den Gräbern nachweisen lassen, und welche Bewandnis es denn eigentlich mit den Feuern hat, die unter und über dem Fürstengrabe ihre mächtigen Spuren hinterlassen haben.

Zunächst ist es allgemein anerkannt, daß der Brauch, die Leichen unverbrannt beizusetzen, im Norden während der jüngeren Steinzeit, also bis etwa 2000 v. Chr., geherrscht, sich noch bis in den späteren Abschnitt der ältesten Bronzezeit, also bis etwa 1500 v. Chr., erhalten hat, dann aber allmählich durch den Leichenbrand verdrängt worden ist, der im jüngeren Abschnitte der älteren Bronzezeit fast allgemeiner Brauch wurde. Gleichwohl hat das Feuer auch schon in jener alten Zeit, in der der Leichenbrand noch nicht herrschte, eine häufige Verwendung bei den Bestattungen gefunden. Diese Verhältnisse finden wir nicht nur im Norden, sondern auch im Südosten unseres Erdteils. Denn in Griechenland wurden in der mykenischen Zeit, die man in die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends setzt und um 1900 beginnen läßt, die Toten noch ausschließlich beerdigt; dagegen kennen die Homerischen Gedichte fast nur die Leichenverbrennung. Letztere wird also in Griechenland etwa um dieselbe Zeit oder erheblich später als in Nordeuropa an die Stelle der Bestattung getreten sein.

Beispiele von der Verwendung des Feuers bei Bestattungen sind ja oben schon einige beigebracht worden; es dürfte sich aber empfehlen, auch noch einige andere gut beobachtete Fälle der Art zur Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage heranzuziehen.

<sup>1)</sup> Helbig a. a. O. S. 225.

<sup>2)</sup> Herodoti Hist. Lib. IV, 71.

Vorausgeschickt sei, daß Sophus Müller<sup>1)</sup> ausdrücklich hervorhebt, daß sich auf dem Boden der der jüngeren Steinzeit angehörigen „Riesenstuben“ regelmäßig eine dickere oder dünnere Schicht ganz oder halb verbrannter Sachen gefunden hat, gemischt mit einer nicht geringen Menge von Kohlen, und daß erst auf dieser Schicht die Reste unverbrannter Leichen gefunden worden sind. In der Brandschicht selbst fand man nicht selten versengte, mehr oder minder angebrannte Knochen und andere vom Feuer beschädigte Gegenstände. Müller ist der Meinung, daß es irrig wäre, aus diesem Befunde schon auf Leichenverbrennung zu schließen. Zur Verbrennung der Leichen sei das Feuer in den Riesenstuben gar nicht bestimmt gewesen, sondern es habe einem religiösen Brauche gedient, der sich an die Bestattung geknüpft habe. Was das für einer gewesen, auf diese Frage weiß Müller keine Antwort.

Aus den Funden aber, die aus Steinkisten und Eichensärgen der ältesten Bronzezeit gehoben sind, läßt sich ebenfalls nicht auf Leichenverbrennung in jener Zeit schließen.<sup>2)</sup> Über den damals üblichen Feuergebrauch bei Bestattungen aber geben uns einige Beobachtungen Auskunft, die Klopffleisch im Ellrich bei Tierschneck unweit von Camburg a. d. Saale an mehreren von ihm aufgedeckten Hügeln gemacht hat. Auf Grund dieser Wahrnehmungen berichtet nun G. Eichhorn<sup>3)</sup> über diese Hügel folgendes:

„Die Grabhügel im Ellrich vermitteln den Übergang zur Metallzeit; die meisten dienten auch in der frühen Bronzezeit als Grabstätten. Die Toten wurden unverbrannt in Grabhügel beigesetzt mit Schmuck, Waffen, Tongefäßen, und dann mit glühenden Scheiterhaufenresten überschüttet. Zuletzt wurde der Haufen über dem Toten mit Steinen belegt und mit Erde der Grabhügel aufgerichtet.“ Ob diese Annahme, daß der Tote mit glühenden Kohlen überschüttet worden sei, zutreffend ist, mag einstweilen dahingestellt bleiben; jedenfalls vermissen wir eine Äußerung erstens über den Zweck des Scheiterhaufens und zweitens über den Zweck des Überschüttens mit glühenden Kohlen.

Unter den Sonderbeschreibungen ist namentlich die nachstehende

---

<sup>1)</sup> Nordische Altertumskunde I, S. 99ff.

<sup>2)</sup> A. a. O. S. 362.

<sup>3)</sup> Zeitschrift des Vereins für thüring. Gesch. u. Altert., XXV. Bd. (Neue Folge XVII. Bd.), Heft 1, Jena 1906: „Die vor- und frühgeschichtlichen Funde der Grafschaft Camburg, S. 81—176.

beachtenswert,<sup>1)</sup> weil sie gestattet, die Zeit der Bestattung ziemlich genau zu bestimmen und auch sorgsame Beobachtung verrät. Ich nehme das für unseren Zweck Wesentliche heraus. Im Grabhügel I im Ellrich war der Raum, welcher sich neben dem im Mittelpunkte des Hügels gelegenen Hauptgrabe befand und in nordwestlicher Richtung bis zur Peripherie reichte, dadurch bemerkenswert, daß nach Beseitigung der die oberste Schicht bildenden Humusdecke und der darunter folgenden, aufgetragenen Lehmdecke eine 70 cm starke, grauliche, aschenähnliche, zugleich trockene und lockere Schicht mit vielen rotgebrannten Lehmstückchen, einzelnen Kohlen, Tierknochenresten und ziemlich viel Gefäßscherben ältester Art, darunter einige schlackenartig aufgequollene, aufgedeckt wurde. Diese Stelle nahm beinahe die Hälfte des Hügels ein und enthielt kein Begräbnis. Unter der aschigen Erdschicht folgte der natürliche Kiesboden der Umgebung. Die Mitte des Hügels nahm „eine Art Steingewölbe aus größeren Kalkbruchsteinen, unregelmäßig mit Erde pflasterartig verbunden“, ein. Bei der weiteren Ausgrabung erwies sich dieses „Steingewölbe“ einfach als die Decke des Hauptgrabes in der Hügelmitte. Dieses bildete ein im Inneren regelmäßig viereckiges Steinhaus von 2,60 m Länge, 1,20 m Breite und 0,72 m Tiefe. Nach außen war es noch von einem Mantel größerer Bruchsteine umgeben. Das Innere des Grabes war mit Branderde, in der sich hin und wieder Scherben fanden, ausgefüllt. Unter den im Grabe befindlichen Skelettresten zog sich eine schwarze Kohlschicht von circa 3 cm Stärke hin.

Von Beigaben, die in der Steinkiste gelegen hätten, ist keine Rede. Dagegen lagen über dem südlichen Ende des Grabes umgestürzt zwei Urnen, die eine topf-, die andere obertassenförmig.<sup>2)</sup>

Von den Gefäßen gibt Eichhorn folgende Beschreibung. Das größere hat einen fast ebenso hohen Hals wie Bauch, und trägt an der Stelle, wo letzterer sich durch eine kleine Erweiterung von ersterem absetzt, eine kurze, in zwei stumpfe Hörner auslaufende Griffleiste (Eichhorn nennt diese allerdings „Henkelansatz“). Das zweite Gefäß, „von der Form einer Obertasse, mit kleinem, bandförmigem Henkel, der an der Außenseite eine seichte Rinne zeigt“, ist übrigens gleich dem ersten, was aber Eichhorn nicht hervorhebt, ein zweifelloser Vertreter des Aunjetitzer Typus.

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 105–108.

<sup>2)</sup> Die topfförmige befindet sich als No. 1660 (in der Zeitschrift Fig. 153) im Germanischen Museum zu Jena; die tassenförmige ebenda (Zeitschr. Fig. 154).

Auf der Ostseite des Hügels aber — es soll wohl heißen „im östlichen Teile des Hügels“ — kamen 1 m über dem Mittelgrabe die Reste zweier nebeneinander bestatteten menschlichen Skelette zum Vorschein, neben denen zwei bronzene Säbelnadeln (Zeitschrift XXV, Fig. 155 u. 156) lagen. Beide sind, was Eichhorn wiederum nicht hervorhebt, ebenfalls Nadeln vom Anjetitzer Typus. Der Schaft der einen (Fig. 155) ist in bekannter Weise „an seinem oberen Ende mit zehn bis zwölf federartig gegeneinander laufenden, schrägen Strichen verziert, die Spitze säbelartig gebogen“. Der „runde, platte, scheibenförmige Kopf“ trägt eine Öse, aus einem einfachen Rundstabe bestehend. Die andere Nadel (Fig. 156) hat keinen verzierten Schaft, aber ihre Öse auf der Kopfoberfläche ist (wie auch die der großen Helmsdorfer Säbelnadel) „von einem trapezförmigen vierkantigen Bügel gebildet“.<sup>1)</sup>

Bei den vielen Ähnlichkeiten und zum Teil Übereinstimmungen dieser Bestattungen mit denen des Helmsdorfer Hügels wird man beide als gleichzeitig in die erste Periode der ältesten Bronzezeit setzen dürfen, obwohl bei Tierschneck zur Beisetzung des Toten eine Steinkiste und kein Holzhaus oder Baumsarg gewählt ist. Es scheinen eben damals beide Bestattungsformen nebeneinander in Gebrauch gewesen zu sein. Die Beigaben sprechen jedenfalls für ihre Gleichzeitigkeit. Und Steinkisten unter Hügeln finden sich nach P. Reinecke als Gräber der frühen Bronzezeit auch in der Bretagne, auf den britischen Inseln und auf der iberischen Halbinsel.<sup>2)</sup> Nach dem ganzen Befunde wird man sich den Vorgang bei Tierschneck wohl so denken müssen, daß zunächst ein großes Feuer angezündet worden ist (Beweis: Opferreste, Tierknochen und Gefäßscherben in Aschenerde); daß dann auf einer geebneten Fläche der Brandstelle (daher die Kohlschicht unter den Skelettresten) die Steinkiste errichtet, der oder die Toten unverbrannt hineingelegt, die mit Branderde ausgefüllte Kiste von einem Steinkegel und dieser wieder von einem Erdmantel aus Lehm, in den noch manche Rückstände des Bestattungsfeuers hineingeraten waren, überdeckt worden ist. Ganz zu oberst hat sich dann im Laufe der Jahrtausende noch eine Humusschicht, wohl vom Winde angeweht, gebildet.

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 109.

<sup>2)</sup> P. Reinecke, Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas. (Mitteil. der anthropol. Gesellschaft in Wien, XXXII (der III. Folge II. Band), Wien 1902, S. 104 u. Anm. 2).

Der zweite Hügel im Ellrich, den Klopffleisch am 30. März 1869 ausgegraben hat, zeigt ganz besondere Ähnlichkeit mit dem Helmsdorfer Hügel. Seine Mitte bildete ein Steinkreis, unter dem sich in schwarzer Branderde, auf welche dann weiter abwärts der natürliche kiesige Boden folgte, ein menschliches, männliches Skelett befand, den Kopf nach Süden, die Beine nach Norden gerichtet. Der ziemlich gut erhaltene Schädel dieses Dolicho- und Hysicephalen war mit großen, braunschwarzen Flecken bedeckt, als ob er geröstet wäre; solche Flecken zeigten sich namentlich an der rechten Oberseite, dem ganzen Gesicht, der linken Stirnbeinseite und der rechten Hälfte der Hinterhauptsschuppe.<sup>1)</sup>

Nach Eichhorns Ansicht<sup>2)</sup> ist das Mittelgrab ein steinzeitliches Hockergrab, offenbar weil dem Skelett gar kein Bronzegegenstand beigegeben war; die im östlichen Teile des Hügels bestatteten Skelette dagegen, die die bronzenen Säbelnadeln bei sich hatten, hält er für Beisetzungen der Bronzezeit, wie ja begreiflich ist. Ganz auffällig erinnert aber die Bestattung im Mittelgrabe an die des Schnurkeramikers im Aschenlager des Helmsdorfer Fürstengrabes.

Eine Weihung des Begräbnisplatzes durch ein Feuer hat nach Klopffleischs Andeutungen auch vor Errichtung des großen Leubinger Hügels stattgefunden, wengleich seine Angaben darüber dürftig sind, offenbar weil er nicht den ganzen Untergrund des Hügels in seiner vollen Ausdehnung hat untersuchen können.

Die Höhe der Aschenschicht, welche dem Helmsdorfer Grabhause als Unterlage dient, ist bei einer Gesamthöhe von etwa 1,40 m auf etwa 1 m anzunehmen, da der auf der Asche bestattete Schnurkeramiker 1 m über dem Urboden lag und nur von einer 50 cm starken Erdschicht, die allerdings auch noch stark mit Asche und Kohlen vermischt war, bedeckt war. Dieser Befund setzt — namentlich wenn man bedenkt, daß der untere Durchmesser des Aschenhaufens mindestens 13—14 m betrug — die Anzündung eines ganz gewaltigen Scheiterhaufens voraus. Auffällig ist, daß — abgesehen von den Nebenbestattungen — weder Scherben noch Knochen in der Asche verstreut gefunden worden sind. Ganz eigenartig aber erscheint die Anzündung eines zweiten Feuers über dem Helmsdorfer Dachhause auf der über ihm aufgeschütteten Erdschicht. Der Tote hat sich somit tatsächlich, wenn auch nicht zu gleicher Zeit, zwischen

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 115 und Abbildung Fig. 169.

<sup>2)</sup> S. 112 und 118.

zwei Feuern befunden. Bei dem Leubinger Hügel scheint Klopffleisch nichts von einem zweiten Feuer über der Bestattung wahrgenommen zu haben, wohl aber an einer anderen Stelle, in einem Hügelgrabe bei Nerkwitz unweit von Jena, von welchem schon früher die Rede war.

Was nun eine etwaige religiöse Bedeutung des unteren oder Hauptfeuers angeht, so kann man nur vermuten, daß es angezündet worden sein mag, um vermeintlich drohende unterirdische Gewalten, die vielleicht noch nicht als Götter gedacht wurden, von dem Begräbnisplatze abzuhalten oder durch Darbringung von Opfern gnädig zu stimmen. Ja man kann geradezu annehmen, daß dieser Kultus den Ahnen des Volkes gegolten hat, indem man glaubte, daß nicht nur die Seele, sondern auch der Körper des Verstorbenen in gewisser Weise noch weiterlebe. Bei vielen niedriger stehenden Völkern nun herrscht noch heute der Brauch, die abgeschiedenen Vorfahren, denen man die Macht zutraute, für das Wohl und Wehe der Überlebenden wirken zu können, durch Gaben in wohlwollende Stimmung zu versetzen. Eine solche Betätigung des Ahnenkultus erblickt Müller<sup>1)</sup> anscheinend — wenigstens könnte er es — in dem Anzünden von Feuern in oder bei den Riesenstuben, denn er ist der Meinung, dieser Brauch sei durch den religiösen Wunsch veranlaßt, den Toten zu erwärmen und durch die Wärme zu erfreuen. Da man aber nicht bloß geglaubt zu haben scheint, daß die Verstorbenen in gewisser Beschränkung im Grabe weiterleben, sondern auch, daß sie zeitweilig auf die Erde zurückkehren können, um die Überlebenden zu belästigen, so ließe sich das Anzünden eines oder gar zweier Feuer vielleicht auch als eine Vorkehrung gegen die Möglichkeit unerwünschter Rückkehr, also als eine Vorkehrung gegen den sogenannten Vampirismus auffassen, der ja noch heutzutage sich in Handlungen greulichen Aberglaubens betätigt.

Neben dem religiösen Zwecke der Feuer wird man aber unbedenklich noch einen praktischen annehmen dürfen. Müller zwar will in dem Umstande, daß manche Skelette infolge ihrer Nähe am Feuer angesengt worden sind, nur eine nicht gewollte, also zufällige Wirkung des Brauches, Feuer in den Riesenstuben anzuzünden, erblicken. Diese Annahme mag in manchen Fällen zutreffend sein, kann aber Erscheinungen, wie die im Helmsdorfer Hügel, nicht erklären. Viel richtiger dürfte es sein, anzunehmen, daß die Feuer zu

<sup>1)</sup> S. 100.

einem ganz anderen und zwar praktischen Zwecke angezündet worden sind, nämlich zu dem, durch die Einwirkung des Feuers, vornehmlich aber des Rauches, den Leichnam möglichst vor der Vernichtung zu schützen, weil der Glaube — auch in der ältesten Bronzezeit — noch fortbestand, daß er, so lange dies der Fall sei, in gewisser Weise noch weiterlebe. Es würden also die so häufig bemerkten Spuren eines Feuers in und neben den Grabstätten auf eine der Bestattung vorausgegangene Räucherung des Leichnams zurückzuführen sein. Daß mit dieser auch Opfer irgend welcher Art verbunden gewesen sein können, ist nicht ausgeschlossen. Aber der eigentliche Zweck des Feuers scheint doch der gewesen zu sein, den Dörpfeld — zunächst nur in Beziehung auf Griechenland in mykenischer Zeit — angegeben hat, nämlich der, durch Brennung, Dörrung oder Räucherung die Leichen vor Verwesung zu schützen.<sup>1)</sup> Er beruft sich für diese Annahme auf eine Stelle der Ilias (VII, 84—86), wo Hektor verspricht, den Leichnam eines von ihm erlegten achäischen Gegners den Achäern gegen Erlegung eines Kaufpreises zurückzugeben, damit sie ihn räuchern oder einpökeln könnten:

„τὸν δὲ νέκυν ἐπὶ νῆας εὐσσελμούς ἀποδώσω,  
ἔφρα ἐ ταρχύσωσι καρηκομίωντες Ἀχαιοί  
σῆμά τε οἱ χεύωσιν ἐπὶ πλατεῖ Ἑλλησπόντῳ.“

Auch auf Herodot (IV, 120) verweist er aus diesem Anlaß, der über ein Gespräch des Persers Artayktos mit einem Leichenräucherer (*ταρχίους ὀπτῶντι*) auf der thrakischen Chersonesos berichtet. Dieses Räuchern von Leichen ist in der Tat nicht so befremdlich, als es uns jetzt wohl vorkommt, wenn auch die Vorstellung, daß es einmal eine Zeit gegeben haben könne, in der man es sich angelegen sein ließ, gefallene Helden in den Zustand von Rauchfleisch zu versetzen, zunächst wie ein schlechter Scherz vorkommen mag. Das von dem Dichter gebrauchte Wort *ταρχύειν*, *ταρχεύειν* (eigentlich *ταρχεύειν*) bedeutet aber zunächst in der Tat einräuchern, einpökeln, dann aber auch bestatten, begraben. *τάρχιος* ist eingesalzenes Fleisch, Pökelfleisch, Rauchfleisch, bedeutet aber auch einen einbalsamierten Leichnam. Da nämlich die wenigsten Menschen der vorgeschichtlichen Zeit in der Lage gewesen sein können, den Leichnam, den sie erhalten zu sehen wünschten, einzubalsamieren, so war es offenbar das billigste und einfachste Verfahren, ihn zur Erreichung dieses Zweckes ein-

<sup>1)</sup> Dörpfeld, Die Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland (Zeitschr. für Ethnologie, 37. Jahrg., 1905, S. 538—546).

zusätzen, falls Salz genug zur Verfügung stand. Aber noch bequemer und billiger war es, ihn zu räuchern, namentlich im Felde und fern von der Heimat, auf Kriegszügen. Jedoch auch da, wo das künstliche Verfahren der Einbalsamierung unbekannt oder wegen Mangels der erforderlichen Stoffe unausführbar war, empfahl sich — selbst für fürstliche Personen — das fast überall ausführbare Räuchern des Leichnams,<sup>1)</sup> um ihm längere Dauer zu sichern, und das wird wohl anfangs das einzige Verfahren zu diesem Zwecke gewesen sein. Das scheint man denn auch bei dem fürstlichen Leichnam des Helmsdorfer Hügels angewandt zu haben, dessen Skelettreste gleich beim ersten Anblick den Eindruck in mir hervorriefen, daß sie geräuchert sein müßten, obwohl ich damals den Dörpfeldschen Aufsatz noch nicht kannte, der mir erst einige Monate später in die Hände kam. Sicher ist jedenfalls, daß das Skelett des Helmsdorfer Fürstengrabes nicht im Feuer gewesen ist. Um hierüber zweifellose Gewißheit zu erlangen, habe ich Herrn Hütteninspektor Koch in Eisleben einen Rückenwirbel und den Gelenkkopf eines Oberarmknochens übergeben, die dem Skelett des Toten entnommen waren. Das Ergebnis der Untersuchung war dies, daß der Leichnam nicht im Feuer gewesen sein könne, weil, wie der Versuch erwies, ein dem Feuer ausgesetzter Rückenwirbelknochen birst und sowohl konzentrische wie auch radiale Spaltungsklüfte zeigt, die den Wirbeln des Skeletts vollständig fehlen. Der Zweck der Räucherung wurde bei zeitweiliger Auflage des Leichnams auf ein nicht mehr hellbrennendes Feuer, auf ein Schmauchfeuer, am einfachsten erreicht. Das ergibt sich auch aus der schon angezogenen Stelle des Herodot, wo von den auf dem Feuer liegenden Leichnamen (*τάριχοι ἐπὶ τῷ πυρὶ κείμενοι*) die Rede ist. Und unter Voraussetzung eines solchen Verfahrens erklären sich am besten die schon berichteten Wahrnehmungen, die Klopfleisch bei der Abtragung der Hügel im Ellrich bei Thierschneck unweit Camburg a. d. Saale gemacht hat. Wenn nun Eichhorn auf Grund dieses Befundes annimmt, die unverbrannten Toten seien in jener Zeit des Überganges zum

<sup>1)</sup> Dazu wurden wahrscheinlich auch besonders ausgewählte heilige Kräuter von starkem Duft verwendet, die man in das Feuer warf, wie ja später noch in das Johannisfeuer allerlei Kraut geworfen wurde, damit gleich ihm alles Unglück in Feuer und Rauch aufgehe (Grimm, Mythologie S. 584 u. 585). Noch 1653 verbot der Rat zu Nürnberg das Sonnenwendfeuer „mit Anzündung gewisser Kräuter und Blumen“ (ebenda, Anm.). Besonders von dem über dem Grabe angezündeten Feuer möchte ich annehmen, daß es zur Abwehr von allerlei Unglück dienen sollte.

Metallgebrauch „mit glühenden Scheiterhaufenresten überschüttet“ worden, so will ich diese Annahme zwar nicht unbedingt abweisen, aber nach Ausweis der Art, wie der Schnurkeramiker in der Asche des Helmsdorfer Hügels bestattet ist, ist wohl eher das Umgekehrte richtig, nämlich: daß der Tote auf die noch heiße Asche gelegt und von dieser auf der Seite, auf welcher er lag, angesengt worden ist, und das war hier wie dort die rechte, wie ja auch bei dem Tier-schnecker Schädel die Brandspuren fast ausschließlich auf der rechten Seite wahrgenommen worden sind.

Darf man es hiernach als sicher ansehen, daß in der ausgehenden jüngeren Steinzeit, wie auch noch in der ältesten Bronzezeit das Dörren der Leichen zum Zwecke ihrer möglichst langen Erhaltung üblich gewesen ist, wenn auch vielleicht nicht allgemein, so ist doch der Übergang vom Räuchern zum Verbrennen eine so starke Abweichung von dem vorher geübten Brauche der Bestattung, daß sie nur durch eine tiefgehende Veränderung der religiösen Vorstellungen herbeigeführt worden sein kann. Sophus Müller (S. 369) ist mit Bezug hierauf der Meinung, daß am Schlusse der Steinzeit und in der ältesten Bronzezeit der ältere Glaube an die Fortdauer der Seele im Leichnam aufgegeben worden zu sein scheine, weil man hier und da schon die Wahrnehmung gemacht habe, daß der Leichnam doch nicht dauernd vor der Vernichtung geschützt sei, aber ohne daß man zunächst etwas Neues an seine Stelle hätte setzen können. Das Neue war aber dann die Vorstellung, daß das Leben des Toten nicht mehr im Hügel oder in der Grabbehauung sich fortsetze, sondern in einem jenseits des irdischen Lebens liegenden Totenaufenthalte, aus welchem keiner wiederkehrt, und als der Ausdruck dieser neuen Vorstellungen sei die Leichenverbrennung aufgekommen. Man verbrannte nunmehr den Leichnam, um ihn so bald als möglich zu zerstören und gerade dadurch die Seele aus seinen Banden zu befreien, damit sie davonfliegen und im anderen Leben Frieden finden könne. Diesen Grund gaben amerikanische Indianer einem Reisenden (K. Bahnson) als den Zweck der Verbrennung an. Derselbe Zweck hat aber auch den Griechen der homerischen Zeit vorgeschwebt. Denn Odysseus empfängt von seiner ihm erscheinenden Mutter folgende Belehrung (Odys. XI, 219—222):

ἀλλ' αὐτῆ δίκη ἐστὶ βροτῶν, ὅτε κέν τε θάνωσιν  
οὐ γὰρ ἔτι σάρκας τε καὶ ὅσ τεα ἴνες ἔχουσιν,  
ἀλλὰ τὰ μὲν τε πῦρὸς κρατερὸν μένος αἰθομένοιο  
δαμνῶ, ἐπεὶ κε πρῶτα λίπη λευκὴ ὅσ τεα θυμὸς  
ψυχῆ δ', ἧτ' ὄνειρος, ἀποπταμένη πεπότηται.

Zu deutsch:

Dies jedoch ist für die Menschen Gesetz, daß, wenn sie nun tot sind  
Und die Sehnen das Fleisch nicht mehr und die Knochen verbinden,  
Weil all dies der gewaltigen Kraft des flammenden Feuers  
Völlig erliegt, sobald dem Gebein das Leben entflohn ist:  
Daß alsdann, einem Traumbild gleich, die Seele davonfliegt.

Es hat sich also der bisherige Glaube in die edlere Vorstellung verwandelt, daß nur die Seele nach dem Tode noch fort dauert. Um aber diese von den Banden des Leibes möglichst bald zu befreien, hat man die durch die Räucherung bereits angebahnte Verbrennung eingeführt, die überdies den Vorteil in sich schloß, daß die Hinterbliebenen nach gebührender Beisetzung der Asche der weiteren Verpflegung des Toten, wie sie der Ahnenkultus erheischt hatte, überhoben waren.

Auch noch ein anderer Grabfund mit schnurverzierten Gefäßen war schon vor der Abtragung des großen Galgenhügels in dessen Nähe gemacht worden, und zwar auf dem Paulsschachte selbst. Schon bei seiner Anlage war im alten Fördermaschinenhaus eine kleine vierösige, kurzhalsige Amphora mit auf dem Umbruch verziertem Bauchgurt gefunden worden, die einer erst in wenigen Vertretern bekannten Art von Gefäßen angehört. Diese ist von mir bereits beschrieben und abgebildet worden.<sup>1)</sup>

Als nun neuerdings, im November 1906, abermals Ausschachtungen zu den Fundamenten des neuen Fördermaschinenhauses vorgenommen wurden, welches östlich bzw. südöstlich von den beiden älteren liegt, da wurde innerhalb des für dieses Haus bestimmten Raumes ein steinzeitliches Grab aufgedeckt, welches aus einer Grube von Wannens- oder Kesselform ohne Steinsetzung bestand, welche nach der übereinstimmenden Aussage der an der Aufdeckung beteiligten und von mir befragten Bergarbeiter Hugo Wald, Franz Höhndorf und Franz Eichelmann in den dort anstehenden Löß eingetieft und mit schwarzer Erde ausgefüllt war.<sup>2)</sup> Ihre Länge und Tiefe betrug ungefähr 1 m, ihre Breite nur  $\frac{1}{2}$  m. In dieser Grube saß hockend

<sup>1)</sup> Mansfelder Blätter, 20. Jahrg., S. 227 mit Abb. No. 2636. Jahresschr. für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder III, 97 u. 98 und Taf. IX, Fig. 1. Halle 1904.

<sup>2)</sup> In einem zweiten, ebenfalls innerhalb des neuen Fördermaschinenhauses von dem hier beschriebenen Grabe weiter nach Osten zu gelegenen Hockergrabe fand der Bergarbeiter Eichelmann außer dem Skelett des Hockers nur zwei kleine Feuersteinmesser.

und zusammengekrümmt an der Südwestwand, also mit dem Gesicht nach Nordosten gerichtet, ein Skelett, auf dessen rechter Seite ein größeres Gefäß stand, während zu seiner Linken ein kleines umgestürztes Gefäß lag. Der Tote war eine jugendliche Person gewesen, wie sich aus seiner nicht sehr großen Hirnschale und seinen mäßig großen Schenkelknochen ergab.<sup>1)</sup> Die Hirnschale, welche, wenn auch in Bruchstücken, zum größten Teile erhalten war, ergab nach gehöriger Reinigung und möglicher Zusammenfügung der Schädelreste folgende Maße: 17 cm lang; vorn 11,5, hinten etwa 12,5 cm breit. Die Stirn ist ziemlich breit und steigt gerade und steil auf; der Scheitel ist in gleichmäßigem Bogen gewölbt; die Beschaffenheit des Hinterhauptes läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Von oben gesehen, hat der Schädel die Gestalt einer gleichmäßigen Ellipse. Von dem nur teilweise erhaltenen Oberkiefer lag nur die rechte Hälfte vor. Der Unterkiefer hat beiderseits je vier Backzähne und sieben Schneidezähne, im ganzen also nur fünfzehn. Er ist zwar fast völlig noch erhalten, aber in zwei Teile zerbrochen.

Das dem Hocker beigegebene größere Gefäß ist eine gelbrötliche, ziemlich schlanke, zweiösig, schnurverzierte Amphora,<sup>2)</sup> die sich fast vollständig wieder hat zusammensetzen lassen. Der Hals freilich ist nur an einer Stelle bis zum Rande erhalten. Die Amphora ist 16,5 cm hoch. Der Durchmesser der Öffnung mißt 8,5, der des Bauches (ohne die Ösen) 13,5—14,5, der des Bodens 7 cm. Die Länge des Bauchdurchmessers schwankt, weil das Gefäß nicht gleichmäßig abgerundet ist. Von der Höhe kommen auf den aufrechten, in der Mitte bis zu 8 cm eingezogenen Hals 3,75 cm. Sein unterer Durchmesser beträgt 9 cm. Der Bauchumbruch liegt 7,5 cm über dem Boden. Auf ihm sitzen oder saßen die beiden sich gegenüber stehenden Ösen, da eine von ihnen abgesprungen und verloren gegangen ist.

Der Hals ist von vier doppelten Schnureindrücken umzogen, deren Linien sich an mehreren Stellen deutlich wahrnehmbar überschneiden, wie auch die von dem die Schnur andrückenden Finger bewirkte Vertiefung an mehreren Stellen deutlich zu erkennen ist. Das unterste Schnurenpaar bildet zugleich den Absatz des Halses vom Oberbauche. Dieser ist durch acht bis neun am untersten Schnurgürtel hängende, mit ihren Spitzen bodenwärts gerichtete, ebenfalls aus doppelten Schnurlinien bestehende Dreiecke verziert, welche so angeordnet sind, daß

<sup>1)</sup> No. 2895 c u. d der Eisleber Altertümersammlung.

<sup>2)</sup> No. 2895 a ebenda. Hier abgebildet auf Taf. IX, Fig. 4.

je vier zwischen den beiden Ösen sich befinden. Zu weiterer Verzierung dient ein die oberen Ansätze der Ösen verbindender, aber von den Dreieckspitzen durchbrochener, aus senkrechten Kerbschnitten bestehender Bauchgürtel. Die Zahl der Kerbschnitte zwischen den Dreieckspitzen ist verschieden; sie wechselt von vier bis sieben, je nachdem die Spitzen weiter oder enger auseinandertreten. An den Bruchstellen erkennt man, daß die Wandung im Durchschnitt 8 mm stark ist. Der schwarzgebrannte, mit feinen Quarzstückchen untermengte Ton ist nach außen von einer feingeschlämmten, nur 1 mm starken, rotgefärbten Tonschicht überzogen, welche dem Gefäß seine blaßrote Färbung verleiht.

Das kleinere Gefäß ist ein graugefärbter Becher,<sup>1)</sup> dessen Hals sich von dem Bauche nicht sehr scharf absetzt und, verglichen mit den sonst bekannten schnurverzierten Bechern, sehr kurz ist. Die Gesamthöhe beträgt nämlich 9 cm, von denen nur 2,5 cm auf den Hals kommen. Die Öffnung hat 7,3, der Bauch 8, der Boden 5,5 cm Durchmesser. Die Form des Bauches ist so unregelmäßig, daß der Umbruch an einer Seite knapp 4, an einer anderen mehr als 5 cm über dem Boden liegt. Der Hals ist von drei doppelten Schnurreihen umzogen, deren unterste in üblicher Weise den Absatz des Halses vom Oberbauche kennzeichnet.

Irgend welche Geräte aus Stein, z. B. ein rechteckiger Steinkeil oder ein durchbohrter, kantig geschliffener Hammer, die sonst eine gewöhnliche Beigabe von einigermaßen vornehmen Bestattungen mit Schnurkeramik sind, wurde nach Aussage der genannten Bergarbeiter bei den Gefäßen nicht vorgefunden.

<sup>1)</sup> Eisleber Altertümer-Sammlung No. 2895 b. Hier abgebildet auf Taf. IX, Figur 5.

Hermann Gröblier.